

Der österreichisch-ungarische Ausgleich.

Eine geschichtliche, staatsrechtliche und volkswirtschaftliche Studie.

Von **Prof. Dr. J. H. Schwicker**, Mitglied des ungarischen Reichstages.
Budapest. (Schluss.)

Daneben aber gedieh aufsteigend auch die Privatwirtschaft; Ackerbau, Gewerbe, Industrie und Handel nahmen einen zum Theil ungeahnten Aufschwung, der allerdings von zeitweiligen volkswirtschaftlichen Störungen und Hemmungen nicht verschont geblieben war; die beträchtliche Zunahme der Verkehrs- und der Industrieanlagen in beiden Staaten, die Vermehrung der Geld- und Creditinstitute, die ungewöhnliche Steigerung der Spareinlagen, der zunehmende Personenverkehr, das Wachsthum und die Verschönerung der Städte beweisen gleichfalls den fortschreitenden Wohlstand in den Ländergebieten dies- und jenseits der Leitha. Nicht minder deutliches Zeugnis legt hiervon ab die verbesserte Lebensführung des Volkes, dann die stetige Fortentwicklung und Vermehrung der Institutionen für geistige Bildung, die opferwillige Sorge für Lehr- und Erziehungsanstalten, für die Pflege der Wissenschaft, Kunst und Humanität.

All diese Thatsachen und Erscheinungen bestätigen die Wahrheit der Äußerungen, welche Coloman v. Tisza in einer Parlamentsrede vom 27. Februar 1896 gethan hat: „Die Frage, ob ein seit beinahe drei Jahrzehnten bestehender Handelsvertrag, oder besser gesagt, ein Zollbündnis für das Land schädlich war oder nicht, kann nicht aus einzelnen Momenten beurtheilt werden; denn der Einfluss desselben erstreckt sich auf die sämmtlichen Wirtschaftsverhältnisse ebensowohl Österreichs als auch Ungarns.

Nun leugnet man vergebens dort und würde es auch hier vergebens leugnen, dass seit der Dauer des Zollbündnisses beide Staaten in volkswirtschaftlicher Hinsicht in sehr hohem Maße sich entwickelt haben. Jene Einrichtung, unter deren Wirkung eine solche Entwicklung möglich war, kann einzelne Mängel haben und hat auch solche, sie kann in einer oder in mehreren Beziehungen für uns beschwerlich sein; aber schädlich kann sie weder für den einen noch für den anderen Theil sein."

Dieses Zoll- und Handelsbündnis wurde seit 1867 zweimal (1877 und 1887) erneuert, wobei aber jedesmal langwierige Verhandlungen zwischen den beiden Regierungen, stürmische Debatten in den beiden Volksvertretungen, heftige Discussionen in der Tagespresse nnd in der Literatur, lebhafte Auseinandersetzungen in Vereinen und auf Versammlungen vorangegangen und mitgefolgt waren. Die im Zoll- und Handelsbündnisse stipulierte Kündigung fand bisher zweimal (1876 und 1896) statt, und auch gegenwärtig (Jänner 1897) dauern die Bemühungen zur Erneuerung des Zoll- und Handelsbündnisses schon über ein Jahr lang, und es kann der Zeitpunkt einer befriedigenden Lösung der Angelegenheit noch nicht vorausgesehen werden.

Bei der bisherigen wiederholten Erneuerung des Zoll- und Handelsbündnisses wurden an dem ersten Vertrage einige namhafte Abänderungen vorgenommen, von denen wir nur die bedeutendsten hier erwähnen wollen.

Diese Abänderungen des ersten Zoll- und Handelsvertrages waren theils eine Folge der richtigeren Erkenntnis der volkswirtschaftlichen Zustände und Interessen der beiden Vertragschließenden, theils ergaben sie sich aus der mittlerweile fortgeschrittenen Entwicklung namentlich in Ungarn, das alle Anstrengungen macht, um aus dem Zustande eines reinen Agriculturstaates herauszukommen und die Schaffung einer einheimischen Industrie zu ermöglichen.

Dazu bedurfte es vor allem der Herstellung ausreichender Verkehrsmittel, dieser Grundbedingung einer selbständigen Verkehrspolitik. Diesem Bestreben entsprang die wirksame staatliche Unterstützung der im Jahre 1880 gegründeten ungarischen Seeschiffahrtsgesellschaft „Adria" in Fiume und die Auflassung der Gemeinsamkeit des Seepost- und Schiffahrtsunternehmens „Österreichisch-Ungarischer Lloyd" in Triest, der wieder zum „Österreichischen Lloyd" geworden ist. Ebenso wurde der „Ersten k. k. priv. Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft" in der „Ungarischen Fluss- und Seeschiffahrts-Gesellschaft" ein staatlich sub-

ventioniertes Unternehmen gegenübergestellt. Abänderungen an dem ursprünglichen Bündnisvertrage fanden ferner statt bei den Gesetzen und Normen für Patent-, Marken- und Musterschutz, in der Verwaltung des Post- und Telegraphenwesens sowie bei den Eisenbahnen u. a., auf welche hier nicht näher eingegangen werden kann.

Auf österreichischer Seite bezeichnet man die im Jahre 1881 (ungarischer Gesetzartikel XIII, 1881) in Ungarn eingeführte statistische Gebür als eine Verletzung des Zoll- und Handelsbündnisses, welchem gemäß (Artikel I) während seiner Dauer keinem der beiden Theile das Recht zustehen soll, Verkehrsgegenstände, die aus dem Ländergebiete des einen Theiles in das Ländergebiet des anderen Theiles übergehen, mit Ein-, Aus- oder Durchfuhrsabgaben welcher Art immer zu belasten. Nun bestimmt das ungarische Gesetz vom Jahre 1881: „Über alle jene Warensendungen, welche bei den Eisenbahn- und Schiffahrtsunternehmungen zum Zwecke der Ausfuhr vom Gebiete der ungarischen Krone aufgegeben werden oder im Gebiete der ungarischen Krone als Importartikel eintreffen, sind zum Zwecke der Zusammenstellung der Warenverkehrsstatistik besondere Declarationen auszufertigen", und sind diese Declarationen mit einem Zweikreuzerstempel zu versehen. Die österreichische Industrie- und Handelswelt legte sofort gegen „die Errichtung dieser Zwischenzollinie" Verwahrung ein; doch musste auch von österreichischer Seite anerkannt werden, dass Ungarns Bestreben zur Schaffung einer Warenstatistik vom Standpunkte des Zoll- und Handelsbündnisses nicht zu tadeln sei, da ja dem Paciscenten daran liegen müsse, zu erfahren, ob und inwieweit der Vertrag ihm Vortheil bringe. Selbstverständlich könnte man von ungarischer Seite ebenfalls keine Einwendung dagegen machen, wenn in Österreich eine solche „statistische Gebür" auch eingeführt würde.

Auf Seite Ungarns erhebt man ernste Beschwerde wider die in einigen Ländern Österreichs übliche Einhebung von Binnenzöllen auf ungarische Ein- und Durchfuhrsartikel, namentlich wider die Belastung des ungarischen Getreides mit Einfuhrzöllen in Tirol und Vorarlberg, mit dem sogenannten „Tiroler Aufschlag", der aber nur das hereinkommende Getreide, nicht aber auch das Tiroler Getreide selbst trifft. Dieser Binnenzoll steht unzweifelhaft im Widerspruche mit den klaren Bestimmungen des Artikels I des Zoll- und Handelsbündnisvertrages und ist daher unbedingt zu beseitigen. Nach den Mittheilungen des österreichischen Finanzministers vom 1. October 1896 hat die öster-

reichische Regierung der Aufhebung des „Tiroler Aufschlages“ zugestimmt, doch soll die Beseitigung erst im Jahre 1903 erfolgen. Auf welche Weise der Entgang an den Einkünften der Länder Tirol und Vorarlberg bei Wegfall dieses unstatthaften „Aufschlages“ zu ersetzen sei, das ist Sache der österreichischen Regierung und der betreffenden Landesgesetzgebung.

Noch führen wir hier an, dass zur wahrheitsgetreuen Erfassung des Warenaustausches der beiden Staaten die Errichtung eines gemeinsamen statistischen Bureaus und die Einführung gemeinschaftlicher Normen zur Gewinnung verlässlicher statistischer Daten über den österreichisch-ungarischen Warenverkehr den besten Erfolg sicherstellen würden. Die Abfassung einer gemeinsamen Statistik ist ja im Artikel X des Zoll- und Handelsbündnisvertrages ohnehin vorgesehen, und es erscheint die Einrichtung eines gemeinsamen Bureaus zur genauen Aufzeichnung des gegenseitigen Warenaustausches umso dringender geboten, als die oberwähnte, seit 1881 eingeführte ungarische Warenstatistik unzureichend, mangelhaft und unzuverlässig ist und überdies in Österreich keine controlierende Gegenaufzeichnung hat.[1])

Eine wichtige Abänderung im Zoll- und Handelsvertrage betrifft die Bestimmungen hinsichtlich der Steuerrückvergütungen, welche, wie wir früher mitgetheilt haben, im Jahre 1867 dem Quotengesetze vorbehalten waren, aber schon bei der ersten Erneuerung des Zoll- und Handelsbündnisses im Jahre 1878 grundsätzlich abgeändert, im Jahre 1887 dem Zoll- und Handelsbündnisvertrage selbst einverleibt und in der Art festgestellt wurden, dass von den im Laufe eines Jahres bestrittenen Steuerrestitutionen jeder Theil ebenso viel Procente zu tragen habe, als sein Antheil an dem Bruttoerträgnis der betreffenden Verzehrungssteuer betragen hat. Bekanntlich war im Jahre 1867 vereinbart worden, dass an den Steuerrestitutionen Ungarn mit 30, Österreich mit 70% participiere. „Dieses Verhältnis,“ bemerkt eine österreichische Denkschrift,[2]) „war anerkanntermaßen für Ungarn ungünstig, da seine Fabrication und sein Export in den verzehrungssteuerpflichtigen Artikeln nicht so entwickelt waren, dass man 30% der Restitutionen mit Recht hätte Ungarn zur Last schreiben können.“ Ja seit dem Jahre 1872, da das

---

[1]) Vgl. hierzu die „Petition der Handels- und Gewerbekammer in Prag“, S. 46 ff. und die „Denkschrift des Niederösterreichischen Gewerbevereines“, S. 69.

[2]) „Denkschrift des Niederösterreichischen Gewerbevereines“, S. 81.

Militärgrenzpräcipuum festgestellt worden war, wurde Ungarn nicht mit 30, sondern mit 31·4% der Restitutionen belastet. Wie beträchtlich die hieraus erfolgte Benachtheiligung Ungarns gewesen, beweist die ziffermäßige Thatsache, wonach Ungarn in dem Decennium 1868 bis 1877 an Steuerrestitutionen (für exportierten Spiritus, Bier und Zucker) 9,116.132 fl. erhalten, aber 24,108.734 fl. gezahlt hat. Der zehnjährige Verlust betrug somit 14,992.602 fl. oder im Durchschnitte 1,499.260 fl. jährlich.[1])

Infolge der im Jahre 1877 getroffenen Abänderungen der Bestimmungen über die Steuerrestitutionen sank in dem Decennium 1878 bis 1887 Ungarns Plusleistung schon auf 5,807.067 fl. herab. Allein auch diese Abänderungen und die weiteren Modificationen im Bündnisvertrage vom Jahre 1887 haben die Mehrleistungen Ungarns bei den Steuerrückvergütungen nicht beseitigt. In den sechs Jahren 1888 bis 1893 erhielt nämlich Ungarn an Steuerrestitutionen für exportierten Spiritus 108.948 fl., für Bier 45.149 fl. und für Zucker 12,108.295 fl. Dagegen zahlte der ungarische Staatsschatz in derselben Zeit an Rückvergütungen für Spiritus 204.806 fl., für Bier 207.478 fl., für Zucker 31,787.644 fl. Also: das Plus der Rückzahlungen betrug beim Spiritus 98.858 fl., beim Bier 162.329 fl., beim Zucker 19,679.349 fl. Ungarn hat sonach in der Zeit von 1888 bis 1893 zur Hebung der österreichischen Exportfähigkeit in Spiritus, Bier und Zucker die respectable Summe von 19,937.536 fl., im Durchschnitt jährlich 3,322.922 fl. beigetragen.[2])

Die offenbare Benachtheiligung Ungarns bei den Steuerrückvergütungen erheischt eine gründliche Revision und Reform der hierauf Bezug nehmenden Bestimmungen im Zoll- und Handelsbündnisvertrage, denn die so bedeutende Mehrbelastung des einen Vertragstheiles zugunsten des anderen widerspricht der Gerechtigkeit und Billigkeit, welche bei diesem Vertragsverhältnisse walten sollen. Die erwünschte und gebotene Abänderung der Bestimmungen über die Steuerrestitutionen läſst sich am füglichsten bewerkstelligen in Verbindung mit der Reform hinsichtlich der Entrichtung der Verzehrungssteuern, wovon weiter unten noch die Rede sein wird. Desgleichen ist eine Reform des Systems der Ausfuhrprämien erforderlich, da auch hier die Lasten ungleich vertheilt sind. Pap[3]) macht den Vorschlag, dass die Ausfuhrprämien (für

[1]) Pap, l. c., S. 92.
[2]) A. a. O., S. 94 bis 95.
[3]) Ebd., S. 99.

Zucker und Spiritus) von dem Zollgefälle zu trennen und ausschließlich auf den factischen Export der beiden Staaten festzustellen seien ebensowie die Steuerrestitutionen. Man solle die fünf Millionen Gulden der Zuckerprämien und die eine Million Gulden der Spiritusprämien contingentieren und dann hinsichtlich einer jeden Partei die thatsächliche Auszahlung der Ausfuhrprämien ganz selbständig gestalten. Dass das geschehen könne, dazu biete die Sicherung des Consumgebietes für die Verzehrungssteuern die beste Grundlage.

Auf Seite Österreichs weist man freilich darauf hin,[1]) dass die zugestandene Benachtheiligung Ungarns bei den Steuerrestitutionen und bei den Ausfuhrprämien eine Compensation erhalte durch die vollen 30 Procent, mit denen Ungarn (nach Abzug des Militärgrenzpräcipuums) an den Einnahmen des Zollgefälles participiere. Denn es betrage trotz der „beispiellosen dreißigjährigen Entwicklung" Ungarns dessen Antheil an der Gesammteinfuhr des gemeinsamen Zollgebietes nur kaum 17 Procent. Nach dem Staatsvoranschlage für das Jahr 1896 waren für den Reingewinn aus den Zolleinkünften bei den ungarischen Zollämtern bloß 15·316 Procent angenommen worden, wobei jedoch nicht außeracht gelassen werden darf, dass Ungarn einen großen Theil seines Importes über Österreich durch österreichische Vermittelung deckt. Das Plus der Zolleingänge betrug in dem letzten Decennium:

im Jahre	1887	39,472·088	fl.
„ „	1888	39,356.553	„
„ „	1889	39,781.947	„
„ „	1890	41,527.754	„
„ „	1891	44,865.470	„
„ „	1892	40,155.180	„
„ „	1893	42,283.400	„
„ „	1894	54,695.008	„
„ „	1895	47,539.720	„
„ „	1896 (Voranschlag)	49,047.140	„

Wenn nun auch statt der obigen 15·316 Procent die ungarische Einfuhr thatsächlich etwa 20 Procent ausmacht, so fallen bei der Theilung der Zollüberschüsse immer noch 10 Procent zugunsten Un-

[1]) „Denkschrift des Niederösterreichischen Gewerbevereines", S. 82.

garns ab, dessen Beitragsleistung zu den gemeinsamen Ausgaben umso viel geringer wird. Dieser Gewinn Ungarns bewegte sich, wie obige Ziffern beweisen, im letzten Decennium zwischen 3·9 und 5·4 Millionen Gulden im Jahre. Die Überzahlung bei den Steuerrestitutionen und Ausfuhrprämien wird dadurch ziemlich wettgemacht.

Angesichts der bevorstehenden Erneuerung des Zoll- und Handelsbündnisses zwischen den beiden Staaten der österreichisch-ungarischen Monarchie sind auch in jenen Kreisen, welche diese Erneuerung, d. i. die Fortdauer des gemeinsamen Zoll- und Handelsgebietes für beide Theile als zweckmäßig, ja als nothwendig erachten, verschiedene Wünsche und Beschwerden erhoben sowie Voraussetzungen betont worden, die bei dem Acte der Bündniserneuerung und bei der Abfassung und Durchführung des Bündnisvertrages als unabweisbare Bedingungen einer gedeihlichen volkswirtschaftlichen Gemeinsamkeit zu betrachten seien. Bemerkenswert erscheint, dass in den Ausführungen der österreichischen Productions- und Handelskreise hinsichtlich der Erneuerung des Zoll- und Handelsbündnisses fast ausnahmslos ein gewisser Pessimismus und starkes Misstrauen in die correcte Durchführung der Vertragsbestimmungen des Zoll- und Handelsbündnisses von Seite Ungarns sich kundgeben. „Die Klagen über die Abnahme unseres (d. i. des österreichischen) Exportes nach Ungarn," heißt es in der Petition der Prager Handels- und Gewerbekammer,[1]) „über die sinkende Concurrenzfähigkeit unserer Industrie gegenüber der ungarischen, über die bündniswidrigen Begünstigungen der letzteren und die Erschwerungen der ersteren kehren immer wieder, und die Prognosen in die Zukunft sind die denkbar trübsten." Wir halten diesen Pessimismus und das Misstrauen in die Vertragstreue Ungarns für nicht gerechtfertigt, begegnen übrigens ganz ähnlichen Klagen und schlimmeren Voraussichten auch auf ungarischer Seite. Deshalb müssen wir die „Wünsche und Beschwerden" beider Theile etwas näher betrachten und sie einer objectiven, unparteiischen Prüfung unterziehen.

Auf österreichischer Seite[2]) betont man, dass das zwischen Österreich und Ungarn vertragsmäßig bestehende „einheitliche Handelsgebiet" nur dann einen Sinn und nur die Bedeutung haben könne, „dass im Warenaustausche zwischen den beiden Ländergebieten die Production

[1]) A. a. O., S. 45. Damit stimmen auch die Ausführungen in der mehrfach citierten „Denkschrift des Niederösterreichischen Gewerbevereines" überein.

[2]) „Denkschrift des Niederösterreichischen Gewerbevereines", S. 70 ff.

des einen Theiles der des anderen vollkommen gleich gestellt werde". So liegen jedoch die Dinge in Wahrheit nicht. In Ungarn behandle man die österreichischen Producte nicht nach den Grundsätzen der Gleichberechtigung, sondern Volk und Staat wirken zusammen, um die österreichische Gleichberechtigung zu schmälern. Man betrachte und behandle die österreichische Production in Ungarn als „ausländische" wie etwa die französische, englische und deutsche, man dränge die österreichische Production zurück, schäme sich ordentlich, österreichisches Product zu begehren u. dgl. m. Ja die ungarische Regierung habe die Zurückdrängung der österreichischen Erzeugnisse in „ein förmliches System" gebracht zu dem unverkennbaren Zwecke, der „vaterländischen" Production gegenüber der ausländischen eine Vorzugsstellung einzuräumen und letztere, wozu (wie erwähnt) auch die österreichische gezählt wird, fernzuhalten. Die ungarische Regierung schließe die österreichische Production von dem freien Mitbewerbe um die Deckung des Bedarfes von Staat und öffentlichen Anstalten aus und gewähre ungarischen industriellen Unternehmungen directe Begünstigungen, um die Concurrenz der „ausländischen" Production zu erschweren. Dieses Vorgehen stehe mit dem Zoll- und Handelsbündnisvertrage (Artikel I, XIV bis XIX) in Widerspruch und müsse bei Erneuerung des Bündnisvertrages strenge verwehrt, respective müssen die betreffenden ungarischen Regierungsverordnungen zurückgenommen werden.

Diese Vorwürfe der Österreicher fallen unstreitig schwer ins Gewicht und erheischen alle Aufmerksamkeit der leitenden Kreise. Was jedoch zunächst die Beschwerde hinsichtlich der „directen staatlichen Begünstigungen für die ungarische Industrie" anbelangt, so erachten wir sie für nicht berechtigt. Denn es kann doch füglich keinem Vertragstheile verwehrt sein, auf seinem eigenen Staatsgebiete und aus seinen eigenen Mitteln das Zustandekommen industrieller Unternehmungen zu erleichtern und das Gedeihen bestehender Unternehmungen zu fördern. Das ist ebenso naturgemäß als selbstverständlich. Wenn die österreichische Regierung und Gesetzgebung in ähnlicher Weise vorgeht, so kann dagegen ebenfalls kein vernünftig und billig denkender Mensch einen Einwand machen. Dass durch die Schaffung einer bodenständigen ungarischen Industrie die Concurrenz mit der österreichischen Production gesteigert und das Absatzgebiet der letzteren eingeengt wird, ist für Österreich allerdings keine erfreuliche Erscheinung; allein wer hat ein Recht, die industrielle Entwicklung Ungarns überhaupt hintanhalten zu wollen? Warum sollte dieses Land zum Stillstand ver-

urtheilt, von dem volkswirtschaftlichen Fortschritte ausgeschlossen sein?[1])

Ein anderes ist die etwaige Behinderung der freien Concurrenz, die Negierung der gesetzlichen Gleichberechtigung der österreichischen Production in Ungarn. Letztere darf und soll nicht bekämpft werden, das österreichische Product kann nicht als ein „ausländisches" gelten wie z. B. das französische oder englische, und wenn die Österreicher sich über eine solche Auffassung beschweren und die Verwehrung der gleichberechtigten Concurrenz als eine Verletzung des Zoll- und Handelsbündnisvertrages betrachten, so kann man ihnen nicht Unrecht geben.

Ganz verschieden ist der Standpunkt, den hierin die ungarischen Industriellen einnehmen. Hauptsächlich ihrem Drängen ist es zuzuschreiben, dass bei Vergebungen und Lieferungen für den Staat und für öffentliche Unternehmungen die Österreich auf Grund des Zoll- und Handelsbündnisvertrages gesetzlich garantierte Gleichstellung österreichischer und ungarischer Production oft thatsächlich unbeachtet bleibt, ja dass den Unternehmungen (Eisenbahnbauten, Fabriksanlagen ꝛc.) behördlich vorgeschrieben wird, ihre Erfordernisse nur durch „einheimische" (d. i. ungarische) Erzeugnisse zu decken; der Bezug „ausländischer" (auch österreichischer) Producte unterliegt der fallweisen besonderen Genehmigung des Ministeriums. Bis zu welcher Höhe der Kampf gegen die „fremde" (d. i. auch österreichische) Industrie in Ungarn gediehen ist, das zeigten ganz deutlich der im Sommer 1896 zu Budapest abgehaltene Landes-Industriecongress und die rührige Thätigkeit des Budapester Landes-Industrievereines, der erst jüngstens (Jänner 1897) wider die Gleichberechtigung der österreichischen Mitbewerber bei Lieferungen für den ungarischen Staat und für öffentliche Unternehmungen protestierte, dieselbe als „unstatthaft" und „ungerecht" erklärte und in dem Sinne die Propaganda gegen die Gemeinsamkeit des Zollgebietes fortsetzt.

---

[1]) Es verdient lobend anerkannt zu werden, dass auch der österreichische Finanzminister in seinem Exposé vom 1. October 1896 diesen Standpunkt einnahm und gegenüber den Ankämpfen der österreichischen Industriellen gegen die ungarischen Industrialgesetze von 1882 und 1890 erklärte: „Von der ungarischen Regierung zu fordern, dass sie diese Gesetze aufhebe, war vom Standpunkte der Gerechtigkeit sehr schwer. Was thut denn die ungarische Regierung? Sie unterstützt ihre Industrie. Es liegt ganz in unserer Macht, unsere Industrie ebenso zu unterstützen."

Die ungarische Regierung kann der Agitation auf dieses Gebiet nicht folgen; sie muss die Gerechtigkeit der österreichischen Beschwerden und Forderungen anerkennen und Abhilfe zusagen. So kam zwischen den Ministerien dies- und jenseits der Leitha jenes Übereinkommen zustande, worüber der österreichische Finanzminister Dr. v. Bilinski in seiner Budgetrede vom 1. October 1896 im Abgeordnetenhause unter anderem mittheilte, dass „laut dem neuen Ausgleich bei behördlichen und staatlichen Lieferungen die österreichische und die ungarische Industrie auch auf ungarischem Gebiete gleichmäßig würden berücksichtigt werden". Dieser Grundsatz ist allerdings bereits im Bündnisvertrage vom Jahre 1867 und später enthalten, und es bleibt zu erwarten, dass er nach der Erneuerung des Zoll- und Handelsbündnisses in Zukunft auch wirklich zur Anwendung gelange. Selbstverständlich gilt diese Forderung ebenso in Bezug auf die Gleichberechtigung der ungarischen Production in Österreich; denn es fehlt nicht an Klagen, dass ungarische Mitbewerber bei staatlichen und öffentlichen Lieferungen in Österreich ebenfalls behördlich ausgeschlossen wurden oder keine Berücksichtigung fanden, selbst wenn ihre Offerte günstigere Bedingungen enthielten. Ein solches Vorgehen benimmt dann freilich die Befugnis, darüber Beschwerde zu führen, dass in Ungarn die Staatsbürger von jenseits der Leitha entgegen den Bestimmungen des Zoll- und Handelsbündnisses nicht gleichmäßig behandelt werden.

Zu den am häufigsten erhobenen Klagen und Beschwerden über die Nichtbeachtung der gesetzlichen Vorschriften des Zoll- und Handelsbündnisses gehören jene, die österreichischerseits gegen die Begünstigungen und Vortheile gerichtet sind, welche die ungarische Regierung der ungarischen Mühlenindustrie zuwendet. Außer den verminderten Eisenbahntarifen zugunsten des Exportes ungarischer Mahlproducte bildet einen Hauptpunkt der Missbrauch des sogenannten „Mahlverkehres" seitens der ungarischen Mühlen. Diese Mühlen (es sind darunter nur die großen Dampfmühlen namentlich in Budapest verstanden) genießen seit 1882 die Vergünstigung, im „Veredlungsverkehre", d. h. behufs Vermahlung unter der Bedingung der Wiederausfuhr aus den Nachbarstaaten Serbien und Rumänien zollfreies Getreide einzuführen. Der begünstigte Import fremden Weizens (denn diese Getreideart kommt hier vor allem in Betracht) betrug für das österreichisch-ungarische Zollgebiet in den Jahren 1891 bis 1894 die erhebliche Menge von 6,085.768 Metercentnern. Die Ausfuhr war 3,107.535 Metercentner Mehl oder (in Weizen umgerechnet) 4,143.400 Metercentner Weizen. Schon daraus

ergibt sich, dass die Einfuhr des zollfreien Weizens und die Ausfuhr der Mahlproducte nicht gleichmäßig sind. In Wahrheit bildet das fremde Getreide nur einen Theil des Mahlproductes; das qualitativ minderwertige Product aus fremdem Getreide wird dem besseren ungarischen Mehl beigemengt und dadurch exportfähig gemacht. Dagegen bringt man das aus fremdem Getreide erzeugte, nicht exportfähige und übrigbleibende Mehlquantum auf den ungarischen und österreichischen Plätzen an den Mann. Dieses übrigbleibende Mehlquantum beträgt wahrscheinlich 46·7 Procent des gesammten aus fremdem Getreide erzeugten Mehles.[1])

Dass der Verschleiß des aus zollfrei eingeführtem Weizen erzeugten Mehles den mit einheimischen oder verzollten Rohproducten arbeitenden Müllern eine unwiderstehliche Concurrenz bieten muss, liegt auf der Hand, und die Klagen sowohl der kleineren Mühlenbesitzer in Ungarn selbst als der österreichischen (insbesondere der böhmischen) Müller erscheinen gerechtfertigt. Aber auch die Landwirte erheben ernste Beschwerde gegen die massenhafte zollfreie Zulassung des fremden Getreides, wodurch das einheimische Product im Absatze und im Preise empfindlich geschädigt wird. Die beiderseitigen Regierungen konnten sich für die Dauer diesen Klagen und Beschwerden nicht verschließen, obgleich die ungarische Mühlenindustrie ebenfalls dauernde Rücksicht verdient, und so wurden schon im Jahre 1896 den Mahlverkehr einschränkende Verfügungen getroffen, und nach den Erklärungen der beiden Finanzminister in den Parlamenten soll im neuen Zoll- und Handelsbündnisse der Mahlverkehr vom 1. Jänner 1898 an ganz aufgelassen werden. Durch die Aufhebung des Mahlverkehres wird den dringenden Wünschen der Landwirte dies- und jenseits der Leitha, der österreichischen Mühlenindustrie und der ungarischen Provinz- und Kleinmüllerei Rechnung getragen. In Ungarn muss jedoch für die dauernde Exportfähigkeit der Großmühlenindustrie auf andere Weise vorgesorgt werden.

Sehr ernste Beschwerden erhebt man auf österreichischer Seite gegen die ungarische Eisenbahntarifpolitik, wonach den ungarischen Exporteuren ungerechtfertigte Vortheile zugewandt werden, deren die österreichischen Producenten nicht genießen, wodurch letztere in ihrer Concurrenzfähigkeit großen Schaden erleiden. In dem Zoll- und

---

[1]) Vgl. Cautes, „Die Lage der ungarischen Landwirtschaft", Budapest 1895, S. 106 ff.

Handelsbündnisse war bisher hinsichtlich der Gestaltung der Eisenbahntarife keinerlei Verfügung getroffen; jeder der verbündeten Staaten besaß hierin völlige Freiheit in der Richtung, dass er die Transporttarife nach seinem Belieben feststellen konnte. Der Geist des Bündnisses forderte allerdings die Anwendung möglichst gleichförmiger Tarife für alle Angehörigen des gemeinsamen Zollgebietes. Dieser Einsicht schlossen sich auch die beiden Regierungen an, und nach der Erklärung des österreichischen Finanzministers im Abgeordnetenhause vom 1. October 1896 gelangt im neuen Zoll- und Handelsbündnisvertrage der Grundsatz zur Geltung, dass sowohl bei Localtarifen als bei Durchzugstarifen die vollständige Gleichheit der beiderseitigen Waren anerkannt wird. Danach darf in Ungarn die österreichische Ware nicht ungünstiger behandelt werden, und es darf in Österreich die ungarische Waare nicht ungünstiger behandelt werden als die einheimische.

Den Mittheilungen desselben Ministers entnehmen wir noch, dass in dem zu erneuernden Bündnisvertrage eine Erhöhung des Zolles auf Kunstöl bestimmt sein wird. Dadurch erlangen die österreichischen (respective galizischen) Rohölproducenten eine namhafte Begünstigung. Es handelt sich hier um den Schutz einer Productionsgruppe, welche 205 Unternehmungen zählt, 82 Schachte, 943 Bohrlöcher besitzt und 3000 Arbeiter beschäftigt.

Noch gedenken wir der von beiden Vertragstheilen gewünschten Aufstellung von Consulatsagenten für landwirtschaftliche und industrielle Zwecke, um sodann auf eine andere Gruppe wichtiger Abänderungen in dem neuen Zoll- und Handelsbündnisvertrage überzugehen.

Wir meinen die Frage der Verzehrungssteuern, deren endgiltige Regelung für jetzt zu erwarten ist. Nach dem ungarischen Gesetzartikel XII. 1867, § 63 sollen die Consumsteuern in beiden Staaten nach solchen vereinbarten Normen festgesetzt und verwaltet werden, welche die Einkünfte des einen Theiles vor Verkürzungen durch die Verfügungen des anderen bewahren. Bei dieser Gelegenheit wurde jedoch dafür keine Sorge getragen, dass die Steuern in die Casse desjenigen Staates fließen, in dem die besteuerten Objecte consumiert werden. Die Spiritus-, Bier- und Zuckersteuer muss vom Producenten entrichtet werden. Dieser escomptiert die Steuern, welche er dann vom Consumenten beim Verkaufe der Ware sich ersetzen lässt, d. h. die z. B. in Österreich für den österreichischen Staatsschatz vom Producenten erlegte Verzehrungssteuer wird von dem ungarischen Consumenten ersetzt, also

vom ungarischen Steuerträger indirect an die österreichische Staatscasse bezahlt. Diese Schädigung der Einkünfte des consumierenden Staates ist sehr beträchtlich. In der Zeit von 1868 bis 1874 wurden aus Österreich nach Ungarn eingeführt 3,322.408 Zollcentner Zucker, 65.276 Zollcentner Sirup, 579.981 Zollcentner Spiritus und 1,335.338 Zollcentner Bier, für welche Einfuhrsgüter eine Consumsteuer von 22,654.878 fl. entfiel. In derselben Zeit betrugen die Verzehrungssteuern für die nach Österreich aus Ungarn exportierten Waren ungefähr 800.000 bis 1,000.000 fl. jährlich, so dass während der obigen sieben Jahre Ungarn an Österreich unter obigem Titel mindestens $15\frac{1}{2}$ Millionen Gulden, also jährlich im Durchschnitte $2\frac{1}{4}$ Millionen Gulden bezahlt hat. Im Verlaufe der weiteren Jahre hat sich dieses Verhältnis etwas gebessert namentlich durch die vermehrte ungarische Ausfuhr von Spiritus und Zucker; allein Ungarn blieb dennoch in großem Nachtheil. Eine entschiedene Wendung zum Besseren zeigt erst der Gesetzartikel XV, 1894, welcher Garantien dafür geschaffen hat, dass vom 1. September 1894 an die Spiritussteuer dem Consumgebiete gesichert werde. Dieser Grundsatz soll nun nach den Aussagen der beiderseitigen Finanzminister in Zukunft auch beim Zucker und Bier zur Geltung gelangen, so dass auf dem Wege gegenseitiger Abrechnung die entfallende Consumsteuer für die Casse jenes Staates gesichert erscheint, in welchem die thatsächliche Consumtion erfolgt.

Dass übrigens der Übelstand in den letzten Decennien beträchtlich abnahm, zeigen nachstehende Daten.[1]) In den Jahren 1888 bis 1894 importierte Ungarn aus Österreich 349.458 Metercentner Spiritus, exportierte aber dahin 703.243 Metercentner. Die Verzehrungssteuer nach jenem Import war 12,231.030 fl., diese kamen nach dem bisherigen Vorgehen Österreich zugute; nach dem ungarischen Export betrug die Consumsteuer während der obigen sieben Jahre 24,613.505 fl., welche in die ungarische Staatscasse einflossen; letztere hatte also gegenüber Österreich ein Plus von 12,382.475 fl. oder jährlich im Durchschnitte 2,063.745 fl.

Anders stellen sich die Dinge beim Zucker. Hier betrug der Import nach Ungarn aus Österreich in dem oberwähnten Zeitraume 2,187.298 Metercentner, die Ausfuhr nach Österreich 1,325.604 Metercentner; nach jenem wurden 24,060.278 fl., nach diesem 14,581.644 fl.

[1]) Pap, l. c., S. 85 ff.

an Consumsteuern entrichtet. Österreich empfieng somit ein Mehr von 9,078.634 fl. oder jährlich im Durchschnitte 1,354.090 fl. Ganz ähnlich ist es beim Biere. Hier betrug die Einfuhr nach Ungarn aus Österreich in den obigen sieben Jahren 1,153.922 Metercentner, die Ausfuhr nach Österreich 41.105 Metercentner; für das österreichische Product war die Consumsteuer 3,462.766 fl., für das ungarische 123.315 fl., so dass Österreich hier einen Gewinn von 3,338.451 fl. oder von jährlich im Durchschnitte 476.921 fl. zu verzeichnen hatte. Vergleicht man die durchschnittliche Schädigung Ungarns zu 1,831.011 fl. mit dem durchschnittlichen Gewinne Ungarns zu 2,063.745 fl., so ergibt sich eine Differenz von 232.734 fl. zugunsten des ungarischen Staatsschatzes.

In Bezug auf die zwischen den beiden Regierungen vereinbarten Reformen betreffs der indirecten Steuern äußerte sich der ungarische Finanzminister in seinem Exposé vom 3. September 1896 also: „Zur Beseitigung der Gravamina, wonach die sogenannten Exportprämien und Steuerrestitutionen aus der Casse des ungarischen Staates auch nach solchen Artikeln gezahlt werden, welche nicht aus Ungarn, sondern aus Österreich exportiert werden, kam die Vereinbarung zustande, dass künftighin die Restitution der Consumsteuern und die Exportprämien nicht wie bisher im Verhältnisse der Bruttoeinnahmen, sondern in dem dem eigenen Export beider Staaten entsprechenden Verhältnisse gezahlt werden sollen. Ferner wird das sogenannte Überweisungsverfahren, welches bisher (d. i. seit 1894) bloß hinsichtlich des Spiritus bestand, für die Zukunft auch auf Bier, Zucker und Mineralöl ausgedehnt werden. Behufs Beseitigung der Übelstände der (ungarischen) Spiritusindustrie wird das Contingent entsprechend herabgesetzt werden, und es wurde die Vereinbarung getroffen, dass Ungarn von seinem Contingent 19.542 Hektoliter an Österreich überlässt, so dass in der Zukunft Ungarns Contingent mit 853.000 Hektoliter festgestellt wird, schließlich dass für die Dauer von zwei Jahren nach je 150 Hektoliter Auslandexport pro Jahr außer der normalen Prämie noch eine besondere Prämie geschaffen wird."

Auf ungarischer Seite bildet die Frage des Viehverkehres den Gegenstand des lebhaftesten Interesses, aber auch zahlreicher Beschwerden über allerlei Einschränkungen, Vexationen, unbegründete Verbote ꝛc., denen der ungarische Export des lebenden Viehes und auch die Fleischproducte in Österreich ausgesetzt seien. Nach der Vereinbarung zwischen den beiden Regierungen wird diese für Ungarn höchst wichtige

Angelegenheit dahin geregelt werden, dass der Viehverkehr Ungarns in Zukunft keiner ungünstigeren Behandlung theilhaftig werden solle als derjenige Österreichs. Auch wird zwischen den beiden Staaten eine Veterinärconvention dahin abgeschlossen werden, dass die beiderseitigen Behörden zwischen den von den Organen des eigenen Landes ausgestellten Gesundheitsattesten und den Attesten aus dem anderen Staate der Monarchie keinen Unterschied machen.

Von Gewicht ist ferner die von österreichischer und ungarischer Seite gestellte Forderung, dass an der im Zoll- und Handelsbündnisse vorgekehrten Zoll- und Handelsconferenz außer den Mitgliedern der Handelskammern auch Vertreter der Landwirte theilnehmen sollen. Diese Conferenz, welche unter anderem auch für die internationalen Handelsverträge die Vorberathungen und Vorbereitungen trifft, besitzt an sich unstreitig namhafte Bedeutung besonders im Hinblick auf eine Revision der bestehenden Zolltarife. Unser Zolltarif wurde im Jahre 1887 revidiert und durch die im Jahre 1891 geschlossenen internationalen Handelsverträge bis Ende des Jahres 1903 gebunden. Unter solchen Umständen kann von einer Veränderung oder Umarbeitung des Zolltarifes während der Vertragszeit keine Rede sein. Mit Rücksicht auf den Ablauf dieser Verträge mit dem Jahre 1903 und in Anbetracht des Umstandes, dass das neue Zollbündnis zwischen Österreich und Ungarn bis 1907 geschlossen werden soll, erhebt man auf ungarischer Seite die Frage, ob es nicht möglich und zweckdienlich wäre, schon jetzt mindestens principiell festzusetzen, was für Rechte jedem der beiden Staaten zukommen in Bezug auf die nach 1903 zu befolgende Zollpolitik, und nach welchen Grundsätzen dann der Zolltarif zu revidieren wäre.

Von österreichischer Seite erhebt man den Vorwurf, dass sowohl bei Aufstellung unseres autonomen Zolltarifes als auch bei den Verträgen mit fremden Staaten der ungarische Einfluss und die Rücksicht auf ungarische Interessen überwiegend gewesen seien. Vor allem beklagt man in Österreich die Preisgebung unserer handelspolitischen Position in Rumänien und wünscht in Bezug auf die künftige Gestaltung unserer wirtschaftlichen Beziehungen zu den Oststaaten eine ausreichendere Berücksichtigung der Interessen der österreichischen Industrie, welche durch den Zollkrieg mit Rumänien, durch die häufigen Grenzsperren gegen Serbien u. dgl. den einst beherrschten Markt in den Balkanstaaten nahezu gänzlich verloren hat.

Im Vorstehenden haben wir über Wesen und Inhalt des österreichisch-ungarischen Zoll- und Handelsbündnisses und über die Ansprüche und Schwierigkeiten bei der Erneuerung desselben das Wichtigste mitgetheilt, desgleichen die seit 1867 durchgeführten Abänderungen des ursprünglichen Vertrages bezeichnet, endlich jene Wünsche und Beschwerden angedeutet, welche von österreichischer und ungarischer Seite angesichts der Wiedererneuerung des Zoll- und Handelsbündnisses erhoben worden sind. Zugleich waren wir in der Lage, hinsichtlich dieses neuen Bündnisvertrages eine Anzahl von Vereinbarungen zwischen den beiderseitigen Regierungen anzuführen, durch deren Verwirklichung die meisten begründeten Forderungen beider Vertragstheile erfüllt werden.[1]) Allen Wünschen konnte selbstverständlich nicht Rechnung getragen werden; denn es handelt sich weder um einen „Sieg" des einen Theiles über den anderen, noch um eine „Übervortheilung" oder einseitige Begünstigung dieses oder jenes Paciscenten. Die befriedigende, gerechte Lösung muss in einem Compromiss der beiderseitigen Interessen gesucht und gefunden werden. Ohne Nachgiebigkeit und Opferbereitschaft von beiden Seiten ist ja ein „Ausgleich" überhaupt nicht möglich. Guter Wille, Gerechtigkeit und Billigkeit sind dabei gleicherweise vonnöthen wie genaue Kenntnis der wirtschaftlichen Zustände der beiden Staaten und ihrer ebenso natürlichen als berechtigten Aspirationen auf ungestörte Entwicklung ihrer materiellen Kräfte sowie auf die Sicherung und möglichst fruchtbringende Verwertung der Producte ihrer Arbeit. Nicht feindliche Brüder oder neidische Nachbarn oder missgünstige Concurrenten und Ausbeuter stehen hier einander gegenüber, sondern zwei Staaten, die durch Natur, Geschichte und Gesetz miteinander unter demselben Herrscher dauernd verbunden und durch zahlreiche politische, geistige und wirtschaftliche Interessen aufeinander angewiesen sind. Das Wohlergehen des einen Theiles kommt auch der Kraft und Macht des anderen Theiles zugute; krankt der eine Vertragstheil, dann wird auch sein Bundesgenosse geschwächt; nur in dem blühenden Gedeihen beider Staaten

[1]) Eine Behandlung der „Bankfrage" fällt nicht mehr in den Rahmen dieser Studie; denn die Bankfrage bildet nur zufällig und äußerlich einen Theil der jetzigen Ausgleichsverhandlungen. Mit dem Ausgleiche selbst hat diese Frage an sich nichts gemein. Man kann nämlich den Bestand von zwei „Staats"- oder von mehreren privaten „Notenbanken" innerhalb des gemeinsamen Zollgebietes ganz gut für möglich halten, wenngleich aus besonderen Gründen die Einheit des Bank- und Geldwesens für Österreich-Ungarn sehr wünschenswert und ersprießlich ist.

der Monarchie liegt die Gewähr des Wohlbefindens jedes dieser Staaten und seiner Bürger sowie die Festigung der schützenden Großmachtstellung der Monarchie nach innen und nach außen. Diese Überzeugung möge die führenden Factoren bei der Wiedererneuerung des Zoll- und Handelsbündnisses ebenso erfüllen, wie sie der Leitstern bei Schaffung der Ausgleichsgesetze vom Jahre 1867 gewesen ist, um durch die Fortdauer der volkswirtschaftlichen Gemeinschaft auch dem staatsrechtlichen Bunde zwischen Österreich und Ungarn eine der festesten Stützen zu erhalten. Eine Trennung beider Staaten auf wirtschaftlichem Gebiete müsste eine Lockerung und Entfremdung des staatsrechtlichen Verbandes der Monarchie zur unausweichlichen Folge haben.



Erzherzog Karls hinterlassene Schriften.[1])

Mit dem Porträt des Erzherzogs.

Von —w—.

Den wärmsten und aufrichtigsten Dank verdienen die edlen, nun auch leider verblichenen Söhne des großen Feldherrn, dass sie ihm durch Herausgabe dieses gediegenen Werkes ein literarisches Denkmal setzten, wie es dem „beharrlichsten Kämpfer für Deutschlands Ehre" vor der Burg seiner Ahnen in Erz errichtet worden, und wie es, aere perennius, das Andenken des Helden in die Herzen der Armee und eines jeden für die Größe Österreich-Ungarns fühlenden Patrioten eingegraben hat. Man bewunderte schon längst den Erzherzog ob seiner Thaten, ob seiner Verdienste um die Organisation des Heeres, ob seines edeln Charakters — jetzt aber tritt er als ein noch Höherer vor das geistige Auge des Lesers: als ein Staatsmann von durchdringender Weisheit, als ein Mann von warmem Herzen, voll Liebe für Vaterland und Menschheit, ohne Vorurtheile und voll Verachtung der Streber und der Unwahrheit. Ideal war sein Wollen in einer Zeit des Zopfthums, des verknöcherten Bureaukratismus, eines durch schlechte

[1]) Ausgewählte Schriften weiland Sr. kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Karl von Österreich. Herausgegeben im Auftrage seiner Söhne der Herren Erzherzoge Albrecht und Wilhelm. Wilhelm Braumüller, k. und k. Hof- und Universitätsbuchhändler, Wien und Leipzig, 1893—95. 6 Bände mit einem Porträt, Karten und Plänen. XXIII und 3148 Seiten.

Finanzwirtschaft in Genussucht versunkenen Volkes. Hoch überragte er seine Umgebung und die damals leitenden Männer, sein Spruch war: „Ein Wahrzeichen nur gilt, das Vaterland zu retten." Allein seine Zeit verstand ihn nicht; die Offenheit, mit der er seinen Widersachern entgegentrat, machte ihn gefürchtet und gehasst, das Misstrauen gewann die Oberhand, und Erzherzog Karl, der Fähigste von allen, musste weichen und wurde zur Unthätigkeit verdammt.

Dieser unfreiwilligen Muße verdanken wir die reichen Schätze, welche in den Schriften des erlauchten Prinzen geborgen sind. Gewisse Grundsätze, die er lehrt, haben trotz aller Änderungen der Taktik, Technik, Bewaffnung und geistigen Ausbildung der Soldaten noch immer vollen Wert. Das endlich erwachte Interesse für heimatliche Geschichte wird erhöht bei der Erzählung eines Mithandelnden, aber die größte Anziehungskraft und der größte Zauber gehen von der Persönlichkeit des Autors aus, dessen Charakterstärke und seelische Erhabenheit aus jeder Zeile hervorleuchten.

Eine Biographie ist aus leicht begreiflichen Gründen dem Werke nicht vorangestellt. Der Gegensatz, in dem der Erzherzog zu seinem kaiserlichen Bruder, zu den Ministern Thugut und Cobenzl, zu den Günstlingen Baldacci, Duka und Kutschera gestanden, wie viel er unter deren Intriguen gelitten, könnte gegenwärtig wohl noch nicht veröffentlicht werden. Einige Daten sind aber zum Verständnisse nöthig. Zu Florenz am 5. September 1771 geboren, war Erzherzog Karl ob seiner Schwächlichkeit zum geistlichen Stande bestimmt. Erst unter der Leitung seiner hochsinnigen Tante, der Erzherzogin Christine von Sachsen-Teschen, entfaltete sich sein bedeutendes Wesen. Mit 21 Jahren erhält er in den Niederlanden die Feuertaufe, bald darauf erwirbt er sich bei Aldenhoven und Neerwinden das Theresienkreuz und Ruhm. 1796 siegt er über Moreau und Jourdan und befreit Deutschland. Siegreich kämpft er 1799 gegen Masséna, aber er wird zurückgesetzt, die „Theoretiker und Heerverderber" gewinnen die Oberhand und bringen 1805 Österreich dem Untergange nahe, während Karl seinen alten Gegner Masséna bei Caldiero schlägt. Was der Erzherzog in den nächsten Jahren geleistet, wird später geschildert; jetzt sei nur erwähnt, dass er dem Kriege eine volksthümliche Basis schuf. Eine seit Maria Theresia nicht mehr gekannte Begeisterung beseelte Volk und Heer, Flugschriften, patriotische Lieder gaben dem Geist und Gemüth Aufschwung, kernige Aufrufe belebten das Gefühl. Warm wird das Herz jedes Österreichers, wenn er an 1809 denkt. Eine andere Armee trat bei Aspern

in die Schlacht, nichts ist berühmter als jene Linien der Infanterie, auf welche 8000 Panzerreiter einstürmten, dass die Erde dröhnte, und die, wie eine Mauer stehend, den Feind auf 40 Schritte herankommen ließen und dann ihr verheerendes Feuer eröffneten, dass der fürchterliche Angriff zerschellte. „Ihr habt die Österreicher bei Aspern nicht gesehen, drum habt Ihr eben nichts gesehen," sagte Napoleon zu seinem Bruder Josef. Aber dieser flammende Geist, dieser fähigste aller Generale, dessen Ruhm in ganz Europa wiederhallte, den Dichter wie Theodor Körner priesen, den Napoleon sich 1812 vergeblich als Commandanten des Auxiliarcorps erbat, von dem — als seinem würdigsten Gegner — er sich bei seiner Vermählung in Wien allein vertreten lassen wollte, dieser Held musste dem Schauplatze seiner Thaten den Rücken wenden. Kein Antheil an den Befreiungskriegen war ihm vergönnt, und nur einmal ergriff er noch die Waffen; 1815 sah er sich an die Spitze der Bundesarmee in Mainz gestellt, aber Waterloo machte Napoleons Plänen ein rasches Ende, und Erzherzog Karl durfte sich nicht nochmals mit seinem großen Gegner messen. Als Privatmann lebte der Prinz bis zu seinem Tode, 30. April 1847, seinen Studien und der Erziehung seiner Kinder.

Zur selben Zeit, da der Erzherzog als Kriegsminister die Umgestaltung des Hofkriegsrathes durchführte, erschienen die durch Beispiele erläuterten „Grundsätze der höheren Kriegskunst für die Generale". Sie beginnen mit den classischen Worten: „Der Krieg ist das größte Übel, was einem Staate, einer Nation widerfahren kann." Deshalb müsse alle Kraft aufgewandt werden, damit er von kurzer Dauer sei. Dieser Zweck könne nur durch entscheidende Schläge erreicht werden. Während Preußen damals noch die auf die Spitze getriebene Manövrierkunst pflegte, lehrte schon Erzherzog Karl den heute zur Unumstößlichkeit gelangten Grundsatz, dass ohne taktischen Schlag nie eine Entscheidung herbeigeführt werden könne. Darum wird auch auf die Vortheile der Offensive überall hingewiesen und bloß eine solche Defensive für berechtigt erklärt, die den günstigen Augenblick ergreift, um angriffsweise vorzugehen. Zutreffend sind die Ansichten über Stellungen, Befestigungen, Märsche u. s. w., und selbst die Vorschriften über den Türkenkrieg fand man 1878 noch ganz zeitgemäß.

Diesen Belehrungen für die Generalität reihten sich 1806 die „Beiträge zum praktischen Unterrichte im Felde" für die übrigen Officiere an. Die höchsten und die niedersten Sphären werden behandelt, denn „ohne eine zweckmäßige, allgemein verbreitete Bildung wird das österreichische

Heer trotz seiner Vorzüge hinter der Zeit sowie hinter anderen Armeen zurückbleiben". Der Unterricht soll auf Beispielen aus der Geschichte basieren und in applicatorischer Weise erfolgen. Nach Gründlichkeit muss gestrebt werden, Oberflächlichkeit, Pedanterie und Bevormundung wirken schädlich. Ein Feind der Schablone und des Generalisierens, stellt der Erzherzog die prächtigen Sätze hin: „Es ist stets ein verderblicher Irrthum, wenn man veränderliche Formen zu unveränderlichen Grundsätzen erheben und unbedingt in jedem Falle anwenden will." Dann: „Die Kriegswissenschaft ist einfach und beschränkt sich auf wenige unabänderliche Grundsätze, allein die Art ihrer Anwendung ist so mannigfaltig, als die Fälle verschieden sind, die im Kriege eintreten können." Die Auflösung der königlichen Armee, die mangelhafte Ausbildung der rasch formierten französischen Truppen zwang ihnen eine neue Fechtart auf. Rath- und hilflos standen ihr die in der starren Lineartaktik geschulten Generäle gegenüber. Erzherzog Karl fasste sie sofort auf, führte sie bei uns ebenfalls ein und ertheilte dafür Vorschriften.

Den Schluss des ersten und den ganzen zweiten Band nehmen die „Grundsätze der Strategie, erläutert durch die Darstellung des Feldzuges 1796 in Deutschland" ein. Als der Erzherzog sie 1813 schrieb, fehlte es an Vorgängern auf diesem Gebiete. Die Anschauungen des Alterthums hatten nur im großen Geltung, das Mittelalter kannte keine Strategie, erst Macchiavelli erwarb sich nicht bloß auf dem Gebiete der Politik, sondern auch auf jenem der Kriegswissenschaft einen unvergänglichen Namen. Erzherzog Karl sagt, die von dem Florentiner aufgestellten Sätze über die Art, Kriege anzusehen, vorzubereiten und zu führen, passen vollkommen auf alle Zeiten. Der Erzherzog wirkte daher bahnbrechend in dieser Schrift, welche zeigen sollte, dass, um Feldherr zu werden, das angeborene Talent nicht ausreiche, sondern dass es erst durch das Studium der Kriegsgeschichte auf jene Stufe gehoben werden müsse, von der man allein das Ganze zu überblicken vermöge. Wenn er auch in der Theorie der Strategie dem geometrischen Elemente eine zu große Wichtigkeit einräumt, sind dafür die Definitionen in jeder Beziehung mustergiltig und können nicht kürzer, einfacher und klarer ausgeführt werden. Die Anwendung der Grundsätze auf den angenommenen Kriegsschauplatz Deutschland zeigt der Erzherzog mittelst des Feldzuges von 1796. Mit tiefer Ruhe, Bescheidenheit und Gerechtigkeit beschreibt er sein Handeln. Seinen Grundsatz, das Zusammenwirken aller Theile zu einem Ziele, stets vor Augen, machte er dem Feinde die Vorrückung Schritt für Schritt streitig, ohne

sich zu einer Schlacht zwingen zu lassen, trachtete hierdurch die feindlichen Armeen in ihrer Trennung zu erhalten, aber jede Gelegenheit zu benützen, seine zwei Heere zu vereinigen, um sich auf eines der gegnerischen mit voller Kraft zu werfen. Zuerst langsam gegen die Donau zurückgehend, greift er Moreau bei Neresheim (11. August) an. Er hat schon die Absicht, sich mit FZM. Wartensleben bei Amberg zu vereinigen, aber er wendet sich nicht direct dahin, sondern täuscht Moreau, indem er auf das rechte Donauufer übersetzt und diesen nachzieht. Nun lag zwischen beiden französischen Armeen das Hindernis des Stromes. Gewagt war das Unternehmen, allein Erzherzog Karl war ein Menschenkenner, er rechnete bestimmt, dass Moreau ihm über die Donau folgen werde, und so geschah es denn auch. Bei Ingolstadt kehrte Karl aufs linke Ufer zurück, schlug Jourdan bei Amberg und Würzburg (21. August und 3. September) und zwang ihn nach Gefechten an der Lahn am 29. September zum Rückzuge über den Rhein. Nun wandte er sich gegen den bis an die große Laber vorgedrungenen Moreau, der auf die Nachricht vom Rückzuge Jourdans zurückmarschiert war und nach Passieren des Schwarzwaldes, bei Emmendingen und Schliengen geschlagen, am 25. October hinter den Rhein gieng.

Mit voller Unbefangenheit und Objectivität bespricht der Erzherzog diesen Feldzug, nirgends beschönigt er seine Fehler, sondern hebt sie sogar überall hervor. So warnt er, wie er gethan, „einem detachierten Feldherrn stricte Befehle zu geben, deren Ausführung auf taktischen, also augenblicklichen Ansichten beruht“, so klagt er sich dreier Fehler an, die er zum Schlusse des Feldzuges, als er sich gegen Moreau wandte, begangen. Markig klingen die Sätze, die er als Gebote für den Feldherrn hinstellt (II., S. 158, 166 und 301), und das Urtheil, das er über den unglücklichen Ausgang des Feldzuges von 1797 fällt: „Österreich unterlag, weil es den zur Zusammenwirkung aller Theile auf einen Zweck eingeleiteten Operationen der Franzosen bloß die Tapferkeit und bessere Organisation seiner Armee und einzelne glänzende Thaten seiner Feldherren entgegensetzte.“

Der dritte Band interessiert vornehmlich den Militär. Er behandelt den Feldzug von 1799, einen vorwiegenden Gebirgskrieg, mit Hinblick auf die Theorie. Nach einer prachtvollen Beschreibung des Kriegsschauplatzes gelangt der Erzherzog zu dem Schlusse, dass die österreichische Hauptmacht an der Donau aufzustellen war und ihre Operationen gegen Straßburg zu richten hatte. In der Schweiz und in Italien

sollte man sich auf die Defensive beschränken. Allein der taktisch richtige Grundsatz, der Besitz der Höhe entscheidet über die Ebene, wurde auf die Strategie angewandt, die Theoretiker glaubten, im Besitze der Schweiz das Donauthal sowohl als die lombardische Ebene beherrschen zu können. Diese ganz irrige Ansicht störte die Einheit des Commandos und bedingte eine schlechte Vertheilung der Streitkräfte. Der Ausbruch der Feindseligkeiten im Februar kam überraschend, weder Österreich noch sein Verbündeter, Russland, waren vorbereitet, kein wichtiger Punkt befestigt. Masséna besetzte die Schweiz und drang in Tirol ein, Jourdan überschritt den Rhein. Die Siege Erzherzog Karls bei Ostrach und Stockach (21. und 25. März) zwangen Jourdan zwar zum Rückzuge, auch FML. Hotze hatte die Franzosen aus Tirol geworfen, allein die Operation gegen die Schweiz erlitt wegen Verpflegsschwierigkeiten eine Verzögerung bis zum Mai. Am 4. Juni siegte der Erzherzog bei Zürich, aber da die Truppen unter Bellegarde nach Italien gezogen worden waren, blieb Erzherzog Karl zu schwach, die Offensive fortzusetzen, und überdies erwartete man die Entscheidung von den Russen.

In Italien hatte FML. Kray die Franzosen bei Legnago, Verona und Magnano besiegt, musste aber Suwarow abwarten, der mit seiner Armee erst Mitte April anlangte. Über ihn fällt der Erzherzog das classische Urtheil: „Er besaß militärische Fähigkeiten, aber ohne Ausbildung. Er hatte meist gegen die Türken gefochten, wo die Entschlossenheit des Feldherrn und der Muth, den er seinen Truppen einzuflößen wusste, zum Siege genug sind gegen einen Feind, der selten einem kühnen Angriffe widersteht, und in einem Lande, wo schnelle Bewegungen unmöglich sind. Mit dieser Kriegserfahrung trat er auf einem fremdartigen Boden in den Kampf mit einem unversuchten Gegner. Nie verfolgte Suwarow den entscheidenden Zweck, weil er keinen Kriegsplan hatte; sein Instinct lehrte ihn, den Feind dort aufzusuchen, wo er stand, ohne Berechnung der Zeit, der Kraft und der Bewegung." So blieben denn auch die Siege an der Trebbia und von Novi unausgenützt, Suwarow hatte einen glänzenden Feldzug gemacht, dem aber der Erfolg fehlte.

Sehnsüchtig erwartete inzwischen der Erzherzog die Ankunft der Verstärkungen, die es ihm ermöglicht hätten, angriffsweise vorzugehen. Da erhielt er den Befehl, sofort die Schweiz zu verlassen; Geheimhaltung und schnellste Befolgung ohne weitere Einwendung wurden ihm zur Pflicht gemacht. Die Stimmung Erzherzog Karls zeigen die Worte: „Fehlerhaft werden immer die Pläne von Männern ausfallen, die ohne Kenntnis des

Krieges den Umfang und den Wert der Operationen nicht zu würdigen wissen und ihren Gang nach politischen Ansichten bestimmen, ebenso jene Vorschläge, die, entfernt vom Kriegsschauplatze entworfen, den Umständen nicht mehr entsprechen, wenn sie zur Ausführung gelangen." Und wahrhaft rührend klingt der Satz: „Das Opfer desjenigen, der in einer solchen Lage seine bessere Überzeugung mit dem Gefühle aufgibt, auch seinen Ruhm aufs Spiel zu setzen, ist eines der größten unter den vielen, welche der Feldherr dem öffentlichen Wohle zu bringen verbunden ist." Am Rhein lag nicht mehr die Entscheidung, sie fiel in der Schweiz, wo Masséna in der zweiten Schlacht bei Zürich (25. und 26. September) siegte und Suwarow, über den Gotthard unter ungeheueren Verlusten an Menschen und Zeit anrückend, zu spät kam. Die Reste der Russen verließen die Schweiz, und Erzherzog Karl musste sie noch decken. Undank war sein Lohn, denn nicht die schlechte Anlage des Feldzuges, nicht die zahllosen Missgriffe Suwarows und Korsakows, sondern die „Verrätherei der Österreicher" sollte schuld an dem unglücklichen Ausgange tragen. Mit einer herben Verurtheilung dieses Benehmens und der ganzen Coalition schließt der Erzherzog die Darstellung.

Der vierte Band ist fast ganz in den Dreißigerjahren und zwar zum Zwecke des Unterrichts der erzherzoglichen Söhne geschrieben. Er behandelt die gesammte Periode der Kriege von 1792 bis 1814 und ist sowohl für den Soldaten als für den Historiker von hohem Wert und Interesse. Nur den Anfang des Bandes macht das Bruchstück eines nicht zur Ausführung gekommenen Werkes über 1792; es gehört zu den Erstlingsarbeiten Erzherzog Karls, in dem noch die ihm eigenthümliche Präcision der Darstellung vermisst wird. Drei Abschnitte davon sind französisch geschrieben und zeigen, wie sehr der Erzherzog diese Sprache beherrschte.

Die Einleitung zur Geschichte der Revolutionskriege bildet ein Rückblick auf die damalige Lage Europas, der besondere Aufmerksamkeit verdient. Der westfälische Friede hatte ein politisches Gleichgewicht sowie ein Staats- und Völkerrecht hervorgerufen, welches, wenngleich oft verspottet, doch die Regenten zwang, ihre Kriege erst zu rechtfertigen und gestützt auf, wenn auch zumeist weit hergeholte Rechtsgründe zu unternehmen. Die allgemeine Cultur, Bildung und Aufklärung stiegen, eine öffentliche Meinung bildete sich im Volke, während die Regierenden vielfach ihre Stellung als ein „bloßes Handwerk" betrachteten. Am größten waren die Missbräuche dieser in Frankreich; der Willkürherrschaft und Selbstvergötterung Ludwigs XIV. folgten

die „schändlichen Zeiten“ der Regentschaft und Ludwigs XV. Der Staat verfiel in jeder Beziehung, und Ludwig XVI., der „alle Tugenden eines Hausvaters und eines Regenten in friedlichen Verhältnissen, aber nicht die Eigenschaften eines entschlossenen Herrschers hatte“, vermochte keine Abhilfe zu schaffen. Das elende Benehmen von Adel und Clerus setzt der Erzherzog in das richtige Licht. Er beleuchtet dann die Zustände der Nachbarstaaten, von denen keiner gleich Frankreich reif zur völligen Umwälzung war, da in keinem solche Gebrechen vorkamen und das Band zwischen Herrscher und Volk fester hielt. Aber keiner dieser Staaten war imstande, den französischen Anprall abzuwehren, am wenigsten Deutschland. „Der deutsche Reichskörper war nur mehr ein Schattenbild, seitdem die Reformation den Grund zur Uneinigkeit zwischen dessen Gliedern und zum Ungehorsam gegen das Reichsoberhaupt gelegt hatte. Die Eifersucht zwischen Österreich und Preußen, wovon dieses um den größeren Einfluss auf die deutschen Fürsten buhlte und ihn durch Ränke zu erreichen suchte, jenes aber selbst sein gesetzliches Ansehen vernachlässigte, schwächten die Bande des Vereines immer mehr. Jeder seiner Theile dünkte sich unabhängig und war es auch in der That.“ Eine Reichsarmee gab es nicht, die Befestigungen waren verfallen.

In Preußen regierte „der schwachsinnige Epikuräer“ Friedrich Wilhelm II., der die Ersparungen Friedrichs des Großen mit Maitressen verschwendete. In Österreich hatte Maria Theresia durch eine gerechte, feste und milde Regierung den Staat geschaffen. Sie hinterließ zufriedene Unterthanen, gefüllte Cassen und eine brauchbare Armee. Auf Kaiser Josef II. ist Erzherzog Karl weniger gut zu sprechen. Er tadelt, dass er, seiner Zeit vorauseilend, alles umstürzte und das Neue schnell und mit Gewalt durchsetzen wollte, statt es stufenweise durchzuführen.

So traf die Revolution Europa. Frankreich hatte das militärische Übergewicht durch seine geographische Lage, das Befestigungssystem an seinen Grenzen, und als die leicht bewegliche Nation zu den Waffen griff, „als Parteigeist, Fanatismus, innere Fehden sie zu den außerordentlichen Anstrengungen eigneten, waren die benachbarten Staaten nicht in Bereitschaft. Keiner war auf den Krieg gefasst, keiner rüstete sich dazu“.

In dieser Einleitung zeigt sich das scharfe, klare, durch keine Rücksicht auf das Legitimitätsprincip oder auf verwandtschaftliche Bande getrübte oder beeinträchtigte Urtheil des Erzherzogs. Er geht nun auf eine Charakterisierung des Zustandes der Heere ein. Friedrichs II.

Großthaten hatten der Kriegskunst einen hohen Aufschwung gegeben; aber man schrieb seine Erfolge „statt seinem Geiste den Formen zu, unter denen er sie errang". Sie gaben den Leitfaden zur Organisation und Ausbildung der Truppen. Die Generale steckten noch ganz in der Taktik des siebenjährigen Krieges, die einseitige Bildung der Officiere war nur auf Genauigkeit und wortwörtliche Befolgung der Befehle gerichtet, Selbständigkeit fehlte gänzlich, und der Mann galt als willenloses Werkzeug, als eine wohldisciplinierte Maschine. Der neuen französischen Armee fehlte alles dieses. Das königliche Heer war von der Erde verschwunden, die frisch conscribierten Truppen ermangelten der Mannszucht, Festigkeit und Manövrierfähigkeit. Aber vieles ersetzten die moralischen Eigenschaften und die Festungen, unter deren Schutz die geschlagenen Armeen sich wieder sammeln und neu formieren konnten, und drohend winkte bei den Generalen, wenn ein Gefecht unglücklich ausfiel, das Gespenst der Guillotine. Das Requisitionssystem machte unabhängig von dem belastenden Train und gewährte große Operationsfreiheit, in der Schlacht vertrat die Masse die Kampfgeschicklichkeit, bis endlich die französischen Truppen jenen inneren Gehalt bekamen, der es ihnen ermöglichte, sich selbst mit einer gleichen Zahl Feinde zu messen. „So blieben denn die Franzosen bei ausgedehnten, umfassenden Operationen und bei einzelnen Gefechten im Vortheile, und nur bei größeren Treffen siegten noch durch mehrere Zeit die Verbündeten wegen der besseren Beschaffenheit ihrer Truppen. Nach einem fünfjährigen Kampfe trat Bonaparte auf und endigte entscheidend den Krieg in einem Feldzuge, indem er vollkommen umfassend und erschöpfend alles benützte, was ihm die Verhältnisse der Zeit darboten."

Der Feldzug 1796 gab der Kriegskunst einen neuen Aufschwung. Zwei junge Feldherren traten auf, Erzherzog Karl und Bonaparte. Ersterer beginnt in seinem Werke mit folgenden Worten: „Unfälle, welche des Erzherzogs erste Schritte in seiner neuen Laufbahn bezeichneten, überzeugten ihn zugleich von der Unzulänglichkeit der bisher angewandten Formen und von dem Bedürfnisse, die Wirksamkeit der Kraft durch ihre Vereinigung und schnellere Verwendung zu erhöhen. Ihm blieb der Sieg, weil er consequenter, rascher handelte als seine Gegner. Aber in der Ausführung verfiel er nur zu oft in die gewohnten Fehler, unter denen er gebildet und zum Feldherrn herangewachsen war. — Nicht so Bonaparte, der, mit einem überwiegenden Genie begabt, Feldherr einer Regierung wurde, welche durch den Umsturz alles Bisherigen entstand und in diesem Geiste herrschte. Sein erstes Auftreten

geschah gleich nach einem neuen Maßstabe, der das Ganze vollkommen umfasste und ohne Abänderung zu fortwährenden Siegen über seine Feinde führte, welche selben weder zu begreifen, noch weniger anzunehmen vermochten. Der Erzherzog versuchte einen Schritt, die Kunst auf einen neuen Standpunkt zu erheben; Bonaparte wies ihr selben ganz erschöpfend und unbedingt gleichsam wie durch einen Guss an."

Schwer ist zu entscheiden, was hier mehr zu bewundern ist: die Bescheidenheit, mit welcher der Erzherzog von sich selbst spricht, oder die rückhaltlose Anerkennung, welche er seinem großen Gegner zollt.

Die Geschichte der Feldzüge auf der pyrenäischen Halbinsel 1808 bis 1814 wird eingeleitet durch die Worte: „Seit Karl V. (I.) saß kein großer Mann auf Spaniens Thron. Seine gesammten Nachfolger aus dem Stamme der Österreicher wie der Bourbonen waren Schwächlinge. Karl IV. und Ferdinand VII. stehen gebrandmarkt in der Geschichte. — Anstatt die Wohlfahrt des Staates zu befördern, trat ihr die öffentliche Verwaltung in den Weg. Land- und Seemacht waren verfallen, und es blieb den Spaniern nur noch der träge Stolz alter Größe, der sie erst nach tiefster Erniedrigung wieder zur Thatkraft entflammte." Und klingt es im Hinblick auf den Aufstand in Cuba nicht, als wenn es heute geschrieben wäre: „Die Colonien verschlangen den ganzen Unternehmungsgeist, und über dem Bestreben, aus selben augenblickliche Vortheile zu ziehen, wurde alles übrige versäumt." So war es kein Wunder, dass die Franzosen keinen Widerstand fanden, solange die Spanier vermutheten, dass es sich bloß um den Umsturz einer nicht geachteten, des Vertrauens baren Regierung handelte. Erst als es klar wurde, dass Bonaparte[1]) sich der Halbinsel bemächtigen wollte, als die Anmaßung der Franzosen die Einwohner empfindlich kränkte, da erhob sich das Volk gleichzeitig ohne Verabredung zur Abwehr des drückenden Joches. Diesem heldenmüthigen Vertheidigungskampfe der Spanier zollt der Erzherzog geradezu begeisterte Anerkennung.

Außerordentlich klar und zusammenhangend wird der Feldzug strategisch besprochen und kritisiert. Erzherzog Karl meint mit Recht, „dass bei allen Unternehmungen der Engländer auf dem Continent die ungeheueren aufgebotenen Mittel stets weit unter dem erwarteten und verkündeten Resultate standen". Gilt das nicht auch für heute? Nur Wellington machte eine rühmliche Ausnahme, er brachte 1809 Einheit in die Operationen, er sorgte für Truppen, und sein Entschluss, die Linie von

---

[1]) Erzherzog Karl bleibt consequent bei diesem Namen, auch nachdem Bonaparte Kaiser geworden.

Torres-Vedras zu befestigen, hat Spanien und Portugal gerettet. Reiches Lob spendet ihm der Erzherzog für seine Führung in sechs Feldzügen. Systematisch gieng Wellington vor, bis er durch den Sieg von Vittoria, 21. Juni 1813, die Franzosen aus der Halbinsel drängte und sie 1814 bei Toulouse auf eigenem Boden schlug. „Durch Dünkel und Überschätzung der eigenen Kraft, gepaart mit Verachtung der Menschen, hatte Bonaparte sich sein Verderben bereitet. Im Vertrauen auf sein Genie glaubte er alles seinen herrschsüchtigen Plänen ungestraft aufopfern zu können. Der Schimmer seiner Größe und Kraft erhielt ihn auf der höchsten Stufe des Ansehens durch längere Zeit, indessen die Regierungen der Halbinsel sofort zusammenbrachen, weil Schwäche und Verderbtheit jedem in die Augen fallen und verächtlich erscheinen." Der gewaltige Schlachtenkaiser bedachte niemals, dass „das größte Gebäude, aufgeführt und geleitet von dem glänzendsten Genie, immer unsicher und von keiner Dauer bleibt, wenn es nicht auf Moralität gegründet ist und wohlwollende Gesinnungen bethätigt".

Die Darstellung des russischen Krieges 1812 erfolgt in knappster Form. Bonaparte stand auf dem Gipfel seiner Macht, fast war die Universalmonarchie erreicht, aber so wie in Spanien erlag er in Russland den Anstrengungen des Volkes. „An beiden Enden Europas vereinten sich die Völker mit den Heeren gegen die Macht dessen, der Staaten und einzelne unter seinen Willen beugen wollte." Nur der Drang, die Welt fortwährend durch seine Großthaten in Erstaunen zu setzen und dadurch in Unterwürfigkeit zu erhalten, mag ihn zu dem Kriege verleitet haben, heutzutage würde man es als Cäsaren-Wahnsinn bezeichnen. Verdiente höchste Anerkennung spendet der Erzherzog den braven Soldaten, „die während des Rückzuges mit unerschütterlichem Muthe und beispielloser Standhaftigkeit ausharrten. Mit echtem, aber seltenem militärischen Geist zogen sie den Tod jeder Handlung vor, die ihre Ehre beflecken konnte".

Die Kriegsoperationen 1813 bis 1815 sind nur in allgemeinen Umrissen behandelt. Der schwierigen Stellung Schwarzenbergs, der seiner Überzeugung viele Opfer bringen musste, wird entsprechend gedacht. Sehr richtig hebt der Erzherzog schon damals hervor, was erst 50 Jahre später geschichtlich constatiert wurde, dass Russland und Preußen sich auf Kosten Österreichs überheben und dessen Antheil an den Befreiungskriegen herabsetzen würden. Dem Umstande, dass die Operationen der Verbündeten aus Ursache der widerstreitenden Interessen der drei Monarchen nicht vollen Einklang hatten, verdankten

es die Franzosen, ihrer Vernichtung entgangen zu sein, denn hätte bei Leipzig die Hauptarmee, statt sich auf Frontalkämpfe einzulassen, von ihrem linken Flügel gegen die Straße gegen den Rhein manövriert, konnte Bonaparte zu einem verderblichen Rückzug gegen Holland, vielleicht gar gegen die Unterelbe gezwungen werden. Erzherzog Karl tadelt sehr, dass der Wiener Congress Frankreich in seinen alten Grenzen wiederhergestellt hatte, dadurch machte man es fähig, Deutschland und Österreich jederzeit zu bedrohen. Mit den würdigen Worten schließen die Betrachtungen: „Die Ruhe von Europa kann nur dann erreicht werden, wenn die Moral den ihr gebürenden Platz wieder erhält, und wenn künftig die Erwägung des Rechtes, aber nicht wie in den verflossenen 25 Jahren die bloße Berechnung der Kraft zur Grundlage des Beginnens einzelner Menschen sowie der Staaten angenommen wird." Der Erzherzog meint, das könne allein die Zeit lehren; wir sehen jedoch, dass wir uns von jenem idealen Standpunkte noch ebenso entfernt befinden, als es vor 60 Jahren der Fall war, und dass, wie Erzherzog Karl voraussagte, Frankreich an diesem Zustande nach wie vor die Schuld trägt.

Hat sich der Erzherzog bisher vornehmlich als Soldat gezeigt, so offenbart er sich nun auch als großer Staatsmann. Mit weit tragendem, durchdringendem Blicke übersah er das ganze Staatsleben, und der fünfte und sechste Band geben Zeugnis von der Schärfe seines Urtheiles. Die in verschiedenen Zeiträumen (hauptsächlich von 1801 bis 1805) verfassten Denkschriften verbreiten sich über alle Zweige der Staatsverwaltung; in ihrer kernigen, offenen Sprache und dem warmen patriotischen Ton bieten sie ein glänzendes Bild von der hohen staatsmännischen Begabung und Voraussicht des Verfassers und sind ganz besonders geeignet, die Aufmerksamkeit des Politikers auf sich zu lenken. Die kleineren, militärischen Aufsätze zeigen von der unermüdlichen Thätigkeit Erzherzog Karls, des Vaterlandes Größe zu befördern, die Armeen durch Bildung auf die höchste Stufe zu heben und ihr das Verständnis einer neuen Ära beizubringen. Die Aphorismen und religiösen Betrachtungen enthüllen uns das Seelenleben des Erzherzogs. Sie sind ein kostbares Kleinod, indem sie uns mit dem edlen Menschen, der Erzherzog Karl durch und durch war, auf das innigste befreunden und unsere wärmsten Sympathien für ihn erwecken.

Die Reisen in den Provinzen, welche der Erzherzog zu militärischen Zwecken unternahm, ließen ihn tiefe Einblicke in deren Zu-

stände machen. Diesen entsprang die Denkschrift vom 3. November 1802, worin Erzherzog Karl die Lage der Monarchie mit jener Frankreichs vor Ausbruch der Revolution vergleicht. Er empfiehlt dem Kaiser eine durchgreifende Reorganisation des Innern. Er bittet, seine brüderliche Absicht ja nicht zu misskennen, und beschwört den Kaiser, den alt gewordenen Minister Grafen Kolowrat zu entlassen, der vor jeder größeren Arbeit zurückschrecke. Die Monarchie stehe nahe dem Verderben, deshalb seien „vernünftige, gut unterrichtete, thätige und diensteifrige Männer zu berufen". Die Beamtenschaft verschweige die Lage der Dinge, sie habe „kurzsichtige und verächtliche Schmeichler unter sich, die den Kaiser durch trügerische Vorstellungen täuschen. Und wenn jemand mit Freimuth sprechen wolle? Die Minister bäten dann inständlich, den Kaiser nicht zu beunruhigen". Österreich ist herabgesunken. In Künsten, Wissenschaften und Industrie, „dieser Seele des Nationalreichthums", ist es um ein Jahrhundert zurück; politisch im Innern beinahe in sich aufgelöst, durch Kriege ermattet, mit Staatsschulden übermäßig belastet, steht das altehrwürdige Reich schwankend da, und es bedarf nur eines Stoßes von außen, um es zum Sturze zu bringen. Erzherzog Karl beklagt bitter „die beinahe alle Jahre aufeinander folgenden Veränderungen als den untrüglichsten Beweis, dass bei der Staatsverwaltung kein festes System zum Leitfaden dient". Die Beamten sind unwissend, die Justiz in kläglichem Zustande, Fabriken, Industrien und Manufacturen kommen nicht auf, der Handel stockt, die Straßen sind verwahrlost, die Flüsse verheeren und verschlammen das Land. Die Wucherei beuten das Volk aus, für den Privatcredit ist nicht gesorgt, Häuser, denen man nicht 1000 Ducaten geliehen hätte, sind durch Agiotage Millionäre geworden, die fehlerhafte Methode der Aufnahme von Staatsanlehen muss zum Staatsbankerotte führen. Um allen diesen Übelständen abzuhelfen, gibt Erzherzog Karl auch die erforderlichen Mittel an, die hauptsächlich in einer gerechten Vertheilung der Steuern bestehen; ebenso wären die zum Ruin führenden unnöthigen Kriege zu vermeiden. „Die politische Consideration des Hauses Österreich ist dermalen beinahe gänzlich vernichtet. Die größte Schwäche besteht in der verschiedenen Verfassung der Provinzen. Wenn es gelänge, nach und nach mehr Einheit in die Verfassung einzuführen und vorzüglich Hungarn auf eine höhere Stufe der Cultur und zu einer thätigeren Mitwirkung zu bringen, so würde die Monarchie hierdurch mehr als durch die Eroberung eines Königreiches gewinnen. Der große Geist Josefs II. hat sich unauf-

hörlich mit dieser erhabenen Idee beschäftigt." Leider blieben alle Versuche, wenigstens die Wehrverfassung Ungarns zu bessern, aus der Insurrection stehende Regimenter zu bilden, vergeblich. Erst mehr als 60 Jahre später sollten diese Gedanken des weit blickenden, das ungarische Verfassungsrecht genau kennenden Staatsmannes zur Ausführung gelangen. Mit warmem Empfinden ruft er am Schlusse dem Kaiser zu: „Noch ist es Zeit, den fürchterlichen Progressen Einhalt zu thun und dem alles mit sich fortreißenden Strome mit geschickter und steter Hand eine andere Richtung zu geben. Allein es ist wahrlich die höchste Zeit! . . . Archimedes verlangte nur einen Punkt, worauf er sich stützen könnte, um die Erde in Bewegung zu setzen. Es bedarf, um die Maschine des Staates zu bewegen und von neuem aufzuziehen, nur der Stütze eines festen und unerschütterlichen Willens!"

Diese eigenhändig geschriebene und selbst überreichte Denkschrift bewirkte allerdings keine durchgreifende Reform, gab aber doch Anlass zu vielen Verbesserungen in Verwaltung und Justiz, namentlich zur Bearbeitung des vortrefflichen bürgerlichen Gesetzbuches.

Aus der Zeit, da Erzherzog Karl Präsident des Hofkriegsrathes war (1801 bis 1805), stammt außer den vielen militärischen Thätigkeiten, die wir später behandeln, eine Menge von Gutachten und Berichten, welche von dem umfassenden Geiste und den eingehenden Detailkenntnissen des Erzherzogs zeugen. Sie erstrecken sich über alle politischen und finanziellen Fragen, über die Reorganisation des Staatsrathes und über Naturallieferungen, sie enthalten Vorschläge zur Hintanhaltung der Theuerung und zur Abhilfe der Wohnungsnoth in Wien. Man staunt über die Vielseitigkeit und Gründlichkeit des Prinzen. Aber gegen ihn intriguierten rastlos Cobenzl und Colloredo, da er ein Gegner jedes unvorbereiteten Krieges und der Allianz mit Russland war. Sie schoben den „Gelehrten" Mack vor, welcher zum Kriege drängte. Vergeblich bewies der Erzherzog in dem Memoire vom 3. März 1804, dass es sich um die Existenz der Monarchie handle, dass die Streitkräfte zu schwach seien, und „dass ein glücklicher Feldzug geführt würde, sobald voneinander unabhängige Generale die Armee commandierten". Der unselige Mann, „dessen Dünkel und Geistesschwäche nirgends Schwierigkeiten, folglich auch kein Bedürfnis fand, sich anzustrengen, um selbe zu überwinden", gewann die Oberhand. Der Hofkriegsrath bekam wieder das Recht, unmittelbar zu referieren, „aus einem wirksamen wurde der Erzherzog bloß ein begutachtender Minister". Mack rühmte sich, in zwei Monaten das zu

vollbringen, wozu ein anderer sechs Monate brauche, aber alle Denkenden und tiefer Blickenden hielten Erzherzog Karls Entfernung von der Kriegsverwaltung für ein Unglück. Die Katastrophe von Ulm und die Niederlage von Austerlitz beweisen die Richtigkeit dieses Urtheils.

So musste man denn wieder auf Erzherzog Karl zurückgreifen, und das Handschreiben vom 10. Februar 1806, womit er zum Generalissimus ernannt und ihm die ganze Kriegsmacht übertragen wurde, ist eine glänzende Rechtfertigung seines außerordentlichen Wirkens. Damit begann die zweite Periode seiner schöpferischen Thätigkeit für die Armee, deren Spuren sich bis heute nicht gänzlich verwischen ließen. Auf diesem Gebiete wirkte er bahnbrechend, allein es ist ein österreichisches Verhängnis, dass wir, unsere Größen verleugnend, die von ihnen gewiesenen Wege, von Nachahmungssucht getrieben, verlassen und geneigt sind, alles Fremde für besser anzusehen.

Schon die Erstlingsarbeit „Über den Krieg mit den Neufranken" (1795) zeigt das richtige Urtheil des jugendlichen Erzherzogs über die Ursachen des unglücklichen Ausganges der vorhergehenden Feldzüge, indem er schreibt: „Die Hauptkunst des Gegners und unser hauptsächlichster Fehler bestand darin, den Krieg sowohl im großen als im kleinen in einen Offensivkrieg für den Feind, in einen Defensivkrieg für uns zu verwandeln." Scharf tadelt er das System, alles decken zu wollen und dadurch in eine Cordonsstellung zu verfallen, da eine solche lange, dünne Linie überall durchgebrochen werden kann. Der Mangel an Initiative, die Unthätigkeit aus Unwissenheit, das Kleben am Buchstaben der Befehle, endlich der Egoismus und die Eifersucht der Generale, welche sie hinderten, ihren bedrängten Kameraden helfend beizuspringen, werden mit voller Berechtigung als die Hauptursache des Unglückes hingestellt.

Die „Betrachtungen über das Kriegswesen" umfassen alle Thätigkeiten und Vorkommnisse, welche den Officier betreffen können. Hier tritt der Erzherzog in seiner ganzen Größe als Lehrer und Erzieher auf, als Begründer der militärischen Wissenschaft in Österreich-Ungarn, wie er auch die „Österreichische Militärische Zeitschrift" (heute Streffleur) ins Leben rief, deren eifriger Mitarbeiter er unter der Chiffre xxxj war. Er dachte an eine Schule für den Generalstab, dessen Officiere „bloß schön zeichnen können" und damals häufig ihrer Geschicklichkeit im Mappieren und Schraffieren allein die Aufnahme in das Corps verdankten, sonst aber nur den Dünkel

von Menschen besaßen, welche sich mit „der Theorie praktischer Wissenschaften befassen".

Der Seelenadel Erzherzog Karls zeigt sich überall in der Betonung des Übergewichtes des moralischen Elementes, und wie nur durch Einwirkung auf den Geist wahrhaft Großes erzielt werden könne: „Großherzig erhabene Gefühle kann nur der erwecken, welcher selbst warm fühlt, sowie Theilnahme und Mitwirkung nur dort zu erwarten sind, wo man erstere gleichfalls beweist und Vertrauen besitzt oder erzeugt." Weiters: „Die Mehrzahl betrachtet den Soldaten wie eine todte Maschine und glaubt sich bloß berufen, das Materielle dieser Maschine durch Abrichtung in brauchbaren Stand zu setzen, sie durch Sorge für ihre Bedürfnisse zu erhalten und durch Befehle zu leiten, indes der ebenso wesentliche Theil ihres Wirkungsvermögens, der moralische, gar nicht berücksichtigt wird." — „Das Ehrgefühl ist die Seele des Soldaten!" — „Bearbeitet das Gemüth Euerer Soldaten, so werden sie tapfer sein, unterrichtet sie im Gebrauch ihrer Waffen als des Mittels, ihren Muth zu bewähren, unterrichtet sie im Gehorsam, der zur Gewohnheit werden muss, um unerschütterlich zu sein: so sind sie gebildet!" Wie man sieht, hat Erzherzog Karl die moderne Streitfrage, ob Drill oder Erziehung, schon vor 70 Jahren auf Grund seiner edlen Gesinnung und reichen Kriegserfahrung gelöst.

Die Betrachtungen über die Cavallerie könnten ganz gut auch heute geschrieben sein; ganze Abschnitte dieses Aufsatzes haben noch volle Geltung. Ebenso möge man der Bemerkung über die Infanterie namentlich im Hinblick auf die angestrebte Herabsetzung der Präsenzzeit eingedenk bleiben, wo der so erfahrene Autor schreibt, es sei ein Irrthum zu glauben, eine Truppe sei schon ausgebildet, wenn sie ihre Waffen gebrauchen und exercieren könne; das ist nur Paradedrill. Es fehlt die moralische Kraft, das Gelernte auch zu bethätigen, und dazu braucht es mehr Zeit als zur physischen Abrichtung. Daher ist es ein gefährlicher Missgriff, das Fußvolk während des Friedens zu vernachlässigen und an ihm zu experimentieren, denn es bildet den Kern des Heeres.

Der Absatz „Über die Veränderungen des Kriegswesens infolge der französischen Revolutionskriege" entwickelt Lehren und Ansichten, die zumeist erst heute zu voller und allgemeiner Geltung gelangt sind. Schon 1806 schlug Erzherzog Karl die Aufstellung selbständiger Cavallerietruppendivisionen vor; er führte die zerstreute Fechtart bei

der Infanterie ein; ebenso versprach er sich eine erhöhte Wirkung der Artillerie nur von der Vereinigung der größtmöglichen Geschützzahl auf einem Punkt. Hoch schätzt er den Wert der Festungen, und seine Ansichten über Bau und Anlage permanenter Befestigungen sind nach den Erfahrungen der letzten Feldzüge allgemein herrschend geworden. Stets hat der Erzherzog den Krieg vor Augen, deshalb „sollen die Streitkräfte immer in solchem Stand gehalten werden, dass sie jeden Augenblick verwendet werden können". Durch zahllose Beispiele werden die Grundsätze der Kriegführung erläutert, sie zeugen von der ungeheuren Belesenheit des Autors. Außerordentlich klar und überzeugend wird der Grundsatz von der Vereinigung der Kraft zum taktischen Schlage vorgetragen, und das Urtheil über Wert und Nutzen von Offensive und Defensive deckt sich ganz mit jenem, wie es Clausewitz — dieser nur viel später — hinstellte. Den weiten, voraussehenden Blick des Erzherzogs zeigen die Worte über zukünftige Kriege: „Außerordentliche Opfer sind dazu fortan unentbehrlich, diese sind aber nur in den seltensten Fällen von den Völkern zu erwarten, wenn sie nämlich durch die Verletzung ihrer heiligsten Interessen dazu bewogen werden. Politische Intriguen, Vergrößerungssucht oder derlei untergeordnete Rücksichten sollen und vermögen in unserer Zeit Kriege nicht mehr herbeizuführen."

Wie gar viele Gedanken Erzherzog Karls später zur Ausführung kamen, davon geben wir noch ein Beispiel. In einem Vorschlag zur Vertheidigung Tirols vom 25. Juni 1801 schlägt er vor, vier Jägerregimenter zu je zwölf Compagnien im Lande zu errichten. Unlängst wurde das 1816 errichtete Kaiser-Jägerregiment in vier Regimenter getheilt.

Selbst die ungeheueren Anforderungen, welche infolge der Ernennung Erzherzog Karls zum Hofkriegsrathspräsidenten (1801) und zum Kriegsminister (1805) an ihn gestellt wurden, ließen ihm Zeit zum Schreiben. In dieser Periode ist er Heerführer und Organisator, und wie er selbst sagt, „opfert er sich ganz der Erreichung seiner Ideale". Leider war es ihm nicht gegönnt, sie trotz aller Hingebung, Aufopferung und der redlichsten Bemühungen zu verwirklichen. Viele seiner Reformen scheiterten an der Trägheit der Materie, an der Unlust und Furcht vor Neuerungen und nicht zum mindesten am bureaukratischen Schlendrian, den er nicht wie den Feind zu besiegen vermochte.

Fast alle Denkschriften dieser Periode sind vom Erzherzog eigenhändig zu Papier gebracht. Außerdem entstanden die neuen Exercierreglements,

welche mit dem Automatensystem aufräumten, sowie das herrliche Dienstreglement, dessen kernige, monumentale Sprache uns alte Officiere noch begeistert hat, das aber nun leider bis auf wenige unausrottbare classische Sätze der heutigen Generation verloren gegangen ist.

Als Reorganisator trachtete Erzherzog Karl alles Veraltete zu beseitigen, ohne jedoch in Nachahmung zu verfallen. Der Satz: „Frankreich bestand einen glücklichen Kampf gegen Europa, und obschon ein solches Resultat durch Ursachen hervorgebracht wurde, welche nicht in der neuen Fechtart lagen, so suchte man sie doch darin. So wie man nach dem Erbfolge- und dem siebenjährigen Kriege, durch Friedrichs II. Siege erstaunt, das Äußere seiner Armee nachahmte, so bestrebte man sich, dem Beispiele der Franzosen zu folgen“, hat auch heute volle Berechtigung. Ein derartiger Schätzer der moralischen Potenzen und Kenner des Volkes wusste dessen nationale Eigenthümlichkeiten zu verwerten. Dies zeigte die Schöpfung der Landwehr, die ganz originell war und von anderen Staaten nachgeahmt worden ist, während sie bei uns später verfiel. Wie richtig und glücklich der Blick des Erzherzogs war, bewies dieser erste Anfang eines Volksheeres durch seine Tapferkeit bei Aspern und Wagram. Der Hofkriegsrath, dessen hindernde Wirksamkeit der Erzherzog nur zu oft peinlich empfunden hatte, erfuhr die erste Reorganisation. Er brachte ihn in seine eigentliche Stellung als bloßes Executivorgan und ersetzte die Civilbeamten durch militärische Fachmänner.

Als Erzherzog Karl wieder als Generalissimus an die Spitze der Kriegsverwaltung trat, fand er einen eifrigen Helfer an dem Minister des Auswärtigen Philipp Grafen Stadion. Mit letzterem zog ein neuer Geist in das Wiener Cabinet ein, alle Anträge Napoleons, eine Allianz auf Kosten anderer zu schließen, wurden abgewiesen. Über den Gesandten in Paris, Fürsten Metternich, urtheilt der Erzherzog, dessen Dünkel und Doctrinarismus trefflich charakterisierend: „Er besitzt Schlauheit und Biegsamkeit. Derlei Charaktere hangen an vorgefassten Meinungen, vermeiden ernste Discussionen und stellen an den Platz von Gründen witzige Gedanken und Wendungen, mittelst welcher sie durch ihre geglaubte Überlegenheit an Verstand jeden Gegner niederschlagen wollen, um ungestört bei ihren Absichten bleiben zu können.“

Mit ungeschwächtem Eifer wurde das Heer auf den Stand gebracht. Am 25. August 1806 schrieb noch Erzherzog Karl in einem

Gutachten: „Eure Majestät haben viele Völker, aber keinen Gemeinsinn in den getheilten Nationen . . . Die besten Absichten ersterben unter einem Gewühle von Vielschreiberei und bösem Willen. Die Armee ist durch Unfälle, schlechte Führung und Niederlagen verdorben und muthlos. Die Hefe des Volkes dient aus Zwang, der Adel fühlt sich durch Erfüllung seiner Berufspflichten nicht mehr geehrt — er dient nicht mehr, und wenn er dient, so dient er selten gut." Und binnen wenigen Jahren wusste der Erzherzog diesem gebrochenen, niedergebeugten Heere jene Begeisterung einzuflößen, die ihn selbst beseelte; durch sein Beispiel, seine Thatkraft und Belehrung schuf er daraus die Sieger von Aspern. Wahrlich, volle, rückhaltslose Bewunderung müssen wir dem Feldherrn zollen, dem solches gelang.

Dass diese Probe so bald gemacht, dem Drängen der Kriegspartei vorzeitig nachgegeben wurde, daran trug der Erzherzog nicht schuld. Warnend sagte er: „Ein Staat darf einen Krieg nur anfangen, wenn er zu seiner Erhaltung und Vertheidigung unumgänglich nothwendig geworden ist." Er war überzeugt, dass die Ausbildung und Ausrüstung des Heeres noch nicht jenen Grad der Vollkommenheit erreicht hatte, um auf den Erfolg mit Zuversicht rechnen zu dürfen. Trotz der hingebendsten Aufopferung waren gewisse Übelstände nicht zu beheben; namentlich fehlte es an Männern, welche verständnisvoll in seine Intentionen einzugehen befähigt gewesen wären. In düsterer Stimmung wohnte Erzherzog Karl jener Sitzung am 8. Februar 1809 bei, wo ungeachtet seiner Abmahnungen der Krieg beschlossen wurde. Gegen seine Überzeugung und nur dem Befehle des Kaisers gehorchend, übernahm er das Commando der Armee.

In der bisher noch nicht publicierten „Denkschrift über die militärisch-politischen Verhältnisse Österreichs von 1801 bis 1809" und dem „Beitrag zur Geschichte des Krieges von 1809" beurtheilt der hohe Verfasser mit der ihm eigenthümlichen Offenheit und Wahrheit seine Thaten und erörtert kritisch seine Fehler. Er beginnt mit den Worten: „Im Jahre 1809 verkannte die österreichische Staatsverwaltung Europas damalige Verhältnisse, und ihr Feldherr überschätzte seine Werkzeuge." Rührend und ergreifend, aber von stoischem Gleichmuthe zeugend sind die Schlussworte: „Er verzichtete auf seine Stelle. Dies war das Ende der militärischen Laufbahn des Erzherzogs Karl. Wie es jedem geht, der berufen ist, eine Rolle zu spielen, wurde er von einigen zu hoch gepriesen und von anderen zu tief herabgesetzt." Wir, die Nachwelt, unbefangener, daher richtiger urtheilend, erkennen

im Erzherzog einen der edelsten Männer, der jedem Patrioten als leuchtendes Vorbild vorschwebt.

Bisher hat sich Erzherzog Karl nur als Staatsmann und Feldherr gezeigt. In den „Aphorismen“ offenbaren sich der scharfe, durch seine hohe Stellung nicht beeinflusste Geist, der philosophisch geklärte Verstand, die Vorurtheilslosigkeit, die genaue Beobachtung und Kenntnis der Menschen sowie der gesellschaftlichen Verhältnisse. Wir müssen uns hier darauf beschränken, aus der großen Zahl bloß einige bezeichnende hervorzuheben.

„Der Mann, dem die oberste Leitung eines Geschäftes anvertraut ist, soll nur das selbst machen, was kein anderer für ihn zu thun vermag.“

„Wer, um nicht durch andere geleitet zu werden, alles selbst machen will, gleicht einem Kutscher, welcher über der Anstrengung, den Wagen zu ziehen, die Freiheit verliert, dessen Bewegung zu lenken.“

„Es ist ein großer Fehler, dass man bei der Erziehung der Fürsten ihnen als Vorbilder ihrer eigenen Thätigkeit vorzüglich den Fleiß jener anrechnet, welche alles selbst thun wollten und von Anbruch des Tages bis in die Nacht an ihrem Schreibtische saßen.“

„Ist es ein Wunder, wenn die Großen der Erde die Menschen nicht achten, da sie vor ihren Augen nur in der verächtlichsten aller Stellungen — in der kriechenden — erscheinen?“

„Selten vertragen die Großen das Selbstgefühl eines Geringeren und dulden nur den Schwachen, der niemals ihrer Laune widerstrebt, huldvoll um sich.“

„Man sollte die Hofnarren wieder einführen, um den Fürsten wieder unbefangen die Wahrheit zu sagen; aber diese Stellen müssten durch geistige, redliche Männer besetzt werden.“

„Wo die Regierung kräftig ist, erheben sich auch die Talente.“

„Fast immer hasst man den Gefürchteten. Es ist das Meisterstück des Vorgesetzten, seinen Untergebenen Furcht und Liebe zugleich einzuflößen und sie durch beide Gefühle zu leiten.“

Humoristisch scheint, aber auch heute gilt der Ausspruch: „Gäbe es wie in Ephesus einen Herostratos in Österreich, so würden anstatt des Diana-Tempels die Buchhaltereien, diese Tempel der Schreibseligkeit, in Rauch aufgehen.“ Wie prophetisch klingt endlich der Satz: „Die übermäßig zahlreichen Armeen sind eine Plage der Menschheit und veranlassen den Untergang des Staates.“

Eine kurze „Autobiographie“, im September 1814 geschrieben, endet das Buch. So knapp sie gehalten ist, zeigt sie einen idealen

Charakter, der sich hart an der Wirklichkeit stieß und empfindlichen Herzens vor der Rauheit seiner Umgebung zurückzog, denn man hatte ihn anfangs einem „herzlosen, ungeschliffenen Mann, einem wahren Corporal" (Baron Warnsdorff) übergeben. Verstand und Herz lagen in stetem Kampfe, die Pflicht nahm ersteren ganz in Anspruch, das letztere konnte sich nicht ausbilden. Mit Bitterkeit spricht er von sich selbst und meint, nur wenn das Gefühl den Verstand davonriss, trat sein Wesen hervor, und solcherart errang er sich die Liebe des Heeres und der wenigen, die ihn genau kannten. Er schließt mit den Worten: „Es ist ein Unglück für mich, dass ich ein liebendes Weib nicht schon lange gefunden habe." Dieser Wunsch sollte bald erfüllt werden. Im Juni 1815 lernte er die Prinzessin Henriette von Nassau-Weilburg kennen; ein Herzensbund wurde geschlossen, dem am 17. September die kirchliche Weihe folgte.

Ein hehrer Geist, ein hingebungsvolles, reiches Leben, eine edle Gesinnung spiegeln sich in des Erzherzogs Werken ab. Groß steht er als Staats- sowie als Kriegsmann da. Von erhabenen Gefühlen und glühendem Patriotismus erfüllt, hat sich Erzherzog Karl als Jüngling ernst für seinen hohen Beruf vorbereitet, von 1792 bis 1809 als Feldherr geglänzt. Der Sieg von Aspern, wo der Stern des gewaltigen Imperators erblich, hat seinen Namen unsterblich gemacht. Aus tiefstem Niedergange hat er die Armee emporgehoben, seinen Enthusiasmus, sein unerschütterliches Pflichtgefühl ihr eingeflößt; ihre Tapferkeit bleibt uns für alle Zeiten ein Beispiel der Aneiferung. Bis zu seinem Tode lebte der glorreiche Held ausschließlich der Wissenschaft. Reiche Schätze hat er uns hinterlassen, aber nicht bloß in seinen Büchern, sondern auch in seinen edlen Söhnen, die, dem ruhmvollen Beispiele des erlauchten Vaters folgend, ihre ausgezeichneten Kräfte gleich aufopfernd dem Dienste Österreich-Ungarns widmeten, dessen Heere Erzherzog Albrecht ebenfalls zu Siegen, Erzherzog Wilhelm in artilleristischer Beziehung auf der Bahn des Fortschritts vorwärts führte. In den Annalen, in der Tradition des Volkes und der Armee wird Erzherzog Karl fortleben, solange treue Herzen für das Haus Habsburg und die Größe und Ehre des Vaterlandes schlagen.



Prag.

Eine statistische Studie.

Wien. Von **Dr. Karl Huffnagl.**

Prag ist eine von den wenigen Großstädten Europas, in denen sich noch mittelalterlicher und moderner Charakter harmonisch vereinen. Jedes Denkmal längst entschwundener Zeiten übt auf den Beschauer einen unvergesslichen Eindruck aus, der die Gefühle der Bewunderung und zugleich der Wehmuth in ihm wachruft. Diesem Eindrucke kann sich auch der Fremde nicht entziehen, wenn er die Hauptstadt Böhmens durchwandert, oder wenn er vom Belvedere, vom Hradschin oder vom Laurenzberg herabschaut auf die Zeugen vergangener Jahrhunderte. Die historischen Denkmale Prags, malerisch im fruchtbaren Moldauthale und auf den umliegenden Höhen vertheilt, und die modernen Prachtbauten, die sich würdig jenen zur Seite stellen können, sie zeigen gewissermaßen die einstige und die heutige Bedeutung der Stadt, sie veranschaulichen die allmähliche Entwicklung derselben. Heute gilt das, was Franz Klutschak vor mehr als 50 Jahren von Prag sagte, in viel größerem Umfange und mit weit mehr Berechtigung: „Wohlhabenheit, Eleganz, Pracht, Industrie nehmen zu, und so vereint das heutige Prag den romantischen Nimbus, den ihm die heroischen Thaten der Vorzeit und der mittelalterliche Ausdruck seiner zahllosen Thürme verleihen, mit dem reellen, thatkräftigen Streben der Jetztzeit und wird dadurch Einheimischen und Fremden doppelt merkwürdig."[1]) Und wenn wir die altehrwürdigen Denkmale dieser Stadt betrachten, wenn wir dann in dem Buche ihrer Geschichte blättern, dann begreifen wir vollends die begeisterten Worte des böhmischen Chronisten Cosmas:

„Urbem conspicio, fama quae sidera tanget."

Das segensreiche Wirken unseres erhabenen Monarchen zeigt sich wie überall im ganzen Reiche so auch in dem jüngsten Entwicklungsstadium Prags. Die Stadt erweiterte sich, Handel und Verkehr gediehen wie nur selten in früheren Zeiten, Wissenschaft und Kunst gelangten zur schönsten Blüte. Im Jahre 1891 gab eine glänzende Landes-Jubiläums-Ausstellung in der königl. Hauptstadt Zeugnis von dem Reichthume und der Bedeutung derselben. Schon vier Jahre später wurde eine neue, für das nationale Leben in Böhmen höchst

---

[1]) „Führer durch Prag", 3. Aufl., Prag 1843.

bedeutungsvolle Ausstellung eröffnet, welche an Großartigkeit der früheren nicht nachstand: die čechoslavische ethnographische Ausstellung. Trotz der mannigfachen Schwierigkeiten, welche sich bei der Veranstaltung derselben ergaben, war das glanzvolle Unternehmen doch von bestem Erfolge gekrönt. Ja noch mehr: die Hoffnung des Comités, auf Grund dieser Ausstellung ein čechoslavisches ethnographisches Museum zu errichten, gieng in Erfüllung. Mehr als die Hälfte der ausgestellten Objecte sind bereits erworben, und dadurch ist der Grundstock für ein Museum gewonnen, auf das die čechoslavische Nation und ganz besonders der Mittelpunkt ihres nationalen und geistigen Lebens, Prag, mit berechtigtem Stolze blicken können.[1])

Wenden wir uns nun der Stadt selbst zu. Prag besteht längst nicht mehr aus den fünf „Vierteln". Am 28. October 1883 wurde die ehemalige königl. Bergstadt Wyšehrad, am 18. November 1884 die Gemeinde Holešowic-Bubna mit der Hauptstadt vereinigt. Dadurch ergab sich ein Territorialzuwachs von 5,739.475 m^2 oder von 41·63% des früheren Stadtgebietes. Infolge einiger Gebietsveränderungen und Grenzregulierungen betrug Ende 1894:

Das Gebiet der Stadt	13,813.221 m^2
Das Gebiet der Vororte	16,484.886 m^2
Stadt und Vororte zusammen	30,298.107 m^2

Rechnet man hierzu noch die fünf sich eng an die Vororte anschließenden Gemeinden Lieben, Bubenč, Košiř, Nusle-Pankrac und Wršowic, so ergeben sich 70·50 km^2 als Flächenraum für „Groß-Prag". Verschiedene Verhandlungen bezüglich der Vereinigung der Vororte-

[1]) Über die Ausstellung vgl. den Hauptkatalog, der eine Reihe sehr gelungener Reproductionen enthält, ferner den Führer durch die Ausstellung von J. Vilímek, endlich die Berichte in der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde", Jahrg. 1895, Heft VII (S. 221) und IX (S. 265). Die folgende statistische Skizze beruht zum größten Theile auf den Publicationen der statistischen Commission der königl. Hauptstadt Prag sammt Vororten, für deren Übermittlung der Verfasser namentlich dem Director des städtischen statistischen Bureaus und k. k. Professor a. D. Josef Erben zu verbindlichstem Danke verpflichtet ist. Erschienen sind bis Mitte März d. J. (und zwar in böhmischer und deutscher Sprache): statistische Handbücher für die Jahre 1871 bis 1892; das Handbuch für 1893 befindet sich noch unter der Presse, doch wurden in vorliegender Arbeit die bisher fertiggestellten 22 Bogen (S. 1 bis 352) desselben ebenfalls berücksichtigt; ferner die Verwaltungsberichte der Stadt Prag für die Jahre 1885 bis 1894; sodann „Wohnverhältnisse in der königl. Hauptstadt Prag 2c." und einige kleinere Schriften über die Mortalität u. a.

gemeinden mit Prag blieben wegen der damit verbundenen größeren Lasten, welche die ersteren auf sich nehmen müssten, erfolglos. (Näheres im Verwaltungsbericht pro 1893 und 1894.)

Ähnlich wie in Czernowitz[1]) und in manchen anderen Städten der Monarchie überwiegt in Prag der productive Boden gegenüber dem unproductiven. In der Stadt selbst sind 59·38% des Grundes mit Culturflächen bedeckt, in den engeren Vororten 76·40%; in den fünf sich anschließenden Gemeinden beträgt das Culturland 87·2% der Gesammtfläche. Den größten Procentsatz an unproductivem Boden weist die Altstadt auf. Der Grund hiervon ist einzig und allein die aus der alten Zeit stammende Bauanlage dieses Bezirkes. Die übrigen Stadttheile sind mit Gartenanlagen weit besser bedacht. In der Neustadt bedecken der Stadtpark, der Karlsplatz mit seinen Anlagen, der Garten der böhmischen Gartenbaugesellschaft, die Čelakowský'schen Anlagen, die Gärten um die verschiedenen Heilanstalten und andere kleinere Culturflächen zusammen fast ein Drittle des gesammten Bodens. Die Kleinseite und der Hradschin sind mit Gärten reich gesegnet und vom Culturland fast eingeschlossen. Die weitläufigen Anlagen auf dem Laurenz- und auf dem Schlossberg verleihen diesen Stadttheilen einen außerordentlich freundlichen Charakter. Die Gärten auf der Schützen-, der Sophien-, der Kamp- und der Hetzinsel sowie die Kronprinz Rudolfs-Anlagen am linken Ufer bieten köstliche Ruheplätzchen, aber auch mancherlei Gelegenheiten zu angenehmer Unterhaltung. So befinden sich z. B. auf der Sophieninsel neben dem Restaurationsgebäude kalte und warme Bäder. In dem großen Saale des Gebäudes werden Bälle, Festlichkeiten und Vorlesungen abgehalten, und in den Räumen des oberen Stockwerkes werden seit 1868 alljährlich im Frühling Kunstausstellungen veranstaltet. Hier tagte im Jahre 1848 der slavische Congress.

Überblicken wir die Catastralverhältnisse Prags und seiner Vororte, so ergeben sich folgende relative Ziffern:

	Productiver Boden in Procenten der Gesammtfläche	Unproductiver Boden in Procenten der Gesammtfläche
Altstadt	8·63	91·37
Neustadt	30·48	69·52
Kleinseite	54·34	45·66

[1]) Vgl. „Österr.-Ungar. Revue", 18. Bd., S. 231.

	Productiver	Unproductiver
	Boden in Procenten der Gesammtfläche	
Hradschin	61·97	38·03
Josefstadt	14·34[1])	85·66
Fortificationsbezirk .	81·82	18·18
Wyšehrad . . .	69·04	30·96
Holešowic-Bubna .	83·41	16·59
Prag	59·38	40·62
Karolinenthal . .	59·93	40·07
Smichow	84·63	15·37
Königl. Weinberge .	80·18	19·82
Žižkow	77·22	22 78
Prag und Vororte	70·79	29·21

In den übrigen Vororten beträgt das Culturland 87·2% der Gesammtfläche und zwar:

Lieben: 91·2% Košiř: 82·8%
Bubenč: 93·1% Nusle-Pankrac: 86·9%
Wršowic: 86·9%

Die verbaute Fläche beträgt in der Stadt 26·13%, die der Verkehrsräume 13·53% der Gesammtfläche. Relativ am größten ist die erstere in der Altstadt (68·28%), am geringsten in Holešowic-Bubna (7·56%). Berücksichtigt man auch die eigentlichen Vororte, so ergibt sich folgendes Verhältnis:

Verbaute Fläche . . . . . . 10·55%
Wege, Gassen und Plätze . . . . 16·90%

In den fünf äußeren Vororten ist die verbaute Fläche außerordentlich klein; sie schwankt zwischen 2% (in Lieben) und 6·8% (Wršowic und Nusle-Pankrac) und beträgt durchschnittlich 4·8% der Fläche aller fünf Gemeinden.

Die Häuserzahl Prags hat sich in den letzten Decennien fast überall vergrößert. Nur in der Altstadt ist eine Verminderung derselben zu bemerken, welche ihren Grund darin hat, dass einerseits verschiedene Neubauten auf dem Grunde zweier oder mehrerer alter

[1]) Größtentheils auf den jüdischen Friedhof entfallend, der seit mehr als 100 Jahren zu Leichenbestattungen nicht mehr benützt wird und als Gartenanlage betrachtet werden kann.

Gebäude aufgeführt, andererseits aber einige Häuser von der Gemeinde angekauft und demoliert wurden, um eine Erweiterung der Verkehrsräume zu gewinnen. Die Zahl der Häuser betrug:

	1869	1880	1890	1894
In Prag[1]	3550	3959	4227	4491
In den eigentlichen Vororten	765	1465	2457	2881
In den äußeren Vororten	—	—	1397	—

Am lebhaftesten war seit 1869 die Bauthätigkeit in Holešowic-Bubna und in den vier Vororten. So hat sich z. B. die Zahl der Häuser in den Königl. Weinbergen mehr als verzehnfacht (1869: 77; 1894: 841); in Žižkow betrug sie 1894 mehr als das Sechsfache (840) der ursprünglichen Häuserzahl (1869 : 137). Bei Betrachtung der Bauthätigkeit in Prag und den Vorstädten im letzten Jahrzehnt, von welchem übersichtliche Daten vorliegen (1883 bis 1893), ergibt sich eine auffallende, aber nicht überraschende Thatsache: in allen Sadttheilen — mit Ausnahme des Hradschin — ist der Procentsatz der bewilligten Um-, Zu- und Höherbauten und der Adaptierungen größer als der der Neubauten, während in allen Vorstädten das umgekehrte Verhältnis stattfindet. Was zunächst die öffentlichen Bauten betrifft, so wurden in dem erwähnten Zeitraume 16 neue Schulen und 17 sonstige öffentliche Gebäude (Gemeindehäuser, Armenhäuser, Spitäler, Kasernen, Gas- und Wasserwerke) errichtet. An Privatbauten wurden in derselben Zeit aufgeführt:

	Prag		Prag und Vorstädte
Neu- und Umbauten	544	. . .	1680
Im ganzen . . .	1007	. . .	2911

Betrachtet man den Procentsatz der Neu- und Umbauten in den einzelnen Stadttheilen und Vorstädten gesondert, so ergeben sich einige sehr interessante Resultate. Man ersieht — abgesehen von der bereits erwähnten Beobachtung des Verhältnisses der einzelnen Bauarten — dass die Bauthätigkeit in den Vorstädten bedeutend größer ist als in der Stadt selbst. Folgende Relativzahlen geben ein genaues Bild. Es wurden nämlich von allen in dem Zeitraume 1883 bis 1893 in Prag und den Vorstädten bewilligten Bauten:

[1]) Um einen einheitlichen Maßstab für die Vergleichung der Zahlen zu gewinnen, sind hier auch für die Jahre 1869 und 1880 Wyšehrad und Holešowic-Bubna mit einbezogen.

	Neubauten ausgeführt	Neu- und Umbauten bewilligt
Altstadt	0·1%	2·6%
Neustadt	10·8%	15·6%
Kleinseite . . .	0·7%	3·0%
Hradschin . . .	0·4%	0·3%
Josefstadt . . .	0·0%	0·1%
Wyšehrad . . .	1·0%	1·3%
Holešowic-Bubna .	8·7%	9·5%
Prag	21 7%	32·4%
Karolinenthal . .	7·8%	5 5%
Smichow . . .	15·2%	14·4%
Königl. Weinberge	29·2%	22·3%
Žižkow	26·1%	25·4%
Vorstädte . . .	78·3%	67·6%

Von der Gesammtzahl der Bewilligungen entfällt auf Prag mehr als ein Drittel (davon fast die Hälfte auf die Neustadt), auf die Vorstädte entfallen beinahe zwei Drittel (davon 27% allein auf Žižkow).[1])

Ende 1892 war die überwiegende Mehrzahl der Häuser zweistöckig (34·37%, in den Vororten 29·81%; 1893: 33·90%, resp. 28·95%); dann folgten der Zahl nach die dreistöckigen (29·15%, V. 32·28%; 1893: 29·64%, resp. 33·87%). In den äußeren Vororten dagegen überwog die Zahl der ebenerdigen und einstöckigen Gebäude (40·6%, resp. 44·3%). So z. B. betrug die Zahl der ebenerdigen Gebäude in Lieben 47·9%, die der einstöckigen aber nur 43·0% der Gesammtzahl, in Košiř 43·9, resp. 45·2%, in Wršowic 42·4, resp. 44·6%.[1])

Während sich die Bevölkerung der vier Vorstädte Prags außerordentlich rasch vermehrte, stieg in den fünf alten Stadttheilen die Bevölkerungsziffer fast gar nicht. Die 1880 vorgenommene Volks-

---

[1]) Es würde zu weit führen, auch die Art der Häuser und die Lage der Wohnungen einer genaueren Beobachtung zu unterziehen, obwohl eine solche sehr lohnend und von hohem Interesse ist. Es genügt aber vielleicht, auf die ausführlichen Berichte in dem Buche „Wohnungsverhältnisse in der königl. Hauptstadt Prag", welches auch die Vorstädte und die äußeren Vorortegemeinden umfasst, sowie in dem demnächst erscheinenden statistischen Handbuch für 1893 zu verweisen. (Diese wie alle anderen Publicationen der statist. Commission sind durch das städt.-statist. Bureau oder durch den Commissionsverlag Fr. Řivnáč in Prag zu beziehen.)

[1]) In Bubenč sind 57·9% aller Häuser einstöckig, was auf den Umstand zurückzuführen ist, dass sich in diesem Orte eine große Anzahl von Villen befindet.

zählung ergab ein überraschendes Resultat. Die Bezirke Altstadt, Kleinseite und Hradschin zeigten eine Verminderung der Bevölkerung, welche in den beiden ersteren sehr bedeutend war. Dasselbe Resultat, doch in etwas geringerem Maße ergab die Zählung im Jahre 1890. Die Bevölkerung der Neustadt und der Josefstadt hatte zwar zugenommen, jedoch in so geringfügigem Grade, dass die Abnahme in dem Zeitraume von 1869 bis 1880 nicht wettgemacht werden konnte, während sich im Jahre 1890 ein Anwachsen von nur 35 Personen constatieren ließ. Den Ausschlag gaben allein die beiden mit Prag vereinigten Gemeinden. Ebenso rasch wie in diesen vermehrte sich die Bevölkerung auch in den übrigen zum Polizeirayon Prags gehörenden Ortschaften. Die Bewegung der Bevölkerungszahlen zeigt folgende Tabelle:

	1857	1869	1880	1890	1894[1])
Alt-Prag[2]) . . .	142.588	157.713	155.818	155.853	159.859
Prag[3])	147.068	164.267	170.521	175.751	186.950
Prag und Vororte	169.267	198.643	246.327[4])	301.625[5])	347.543
Prager Polizeirayon	186.326	223.371	284.695[6])	359.849[7])	—

Die weibliche Bevölkerung überwiegt durchwegs. Mit Ausnahme der Josefstadt und von Holešowic-Bubna ist das numerische Übergewicht derselben überall gestiegen. Im Jahre 1869 standen sich die beiden Geschlechter in der Stadt im Verhältnisse 47·6 : 52·4 gegenüber; 1880 war dieses Verhältnis 46·3 : 53·7; 1890 war die Zahl der weiblichen Bevölkerung noch größer als die der männlichen, nämlich 54·2% der Gesammtbevölkerung. Auch in den Vorstädten ist ein schnelleres Anwachsen der Zahl der weiblichen Einwohner zu bemerken.

Die Betrachtung des Civilstandes einer Stadtbevölkerung erweckt fast immer eine falsche Vorstellung, weil man meistens das Verhältnis der Verheirateten zu den ledigen Personen überhaupt und nicht zu den erwachsenen Ledigen ins Auge fasst. In Prag sind hierbei einige besondere Umstände nicht zu übersehen. In die Zahl der Erwachsenen

[1]) Berechnete Bevölkerung für Ende 1894.

[2]) Ohne Wyšehrad und Holešowic-Bubna. (Ohne Militär.)

[3]) Mit Wyšehrad und Holešowic-Bubna. (Ohne Militär.)

[4]) Dazu Militär 8976 Mann.

[5]) Dazu Militär 8858 Mann.

[6]) Dazu 9127 Mann Militär.

[7]) Dazu 8988 Mann Militär.

müssen wir natürlich auch die überwiegende Mehrheit der an den Prager Hochschulen studierenden Jugend einrechnen, was auf die Verhältniszahlen einen nicht zu vernachlässigenden Einfluss übt. Ferner finden wir bei den Handels- und Gewerbetreibenden viele Bedienstete, durch deren Stellung von vorneherein eine Verheiratung ausgeschlossen erscheint. In Bezug auf die weibliche Bevölkerung ist etwas Ähnliches zu constatieren. Zu der großen Zahl weiblicher Dienstboten kommt noch eine außergewöhnliche Anzahl von Witwen (11·7% im Jahre 1890, in ganz Böhmen nur 8·5%). Dieser Umstand erklärt sich wohl einerseits aus der Größe des Beamtenstandes von Prag, andererseits aus dem Zuzuge von Witwen nach der Landeshauptstadt, wo diese einen besseren Erwerb zu finden hoffen. In den billigeren Stadttheilen, auf der Kleinseite und dem Hradschin, finden wir denn auch die relativ größte Anzahl von Witwen.

Wenn wir nun die Bevölkerung bezüglich des Civilstandes betrachten und die wichtigsten Momente herausheben, so ergibt sich Folgendes. Von je 100 Erwachsenen [9]) waren verheiratet:

		Prag	Prag und Vororte
1880	Männer . . .	55·6	58·7
	Frauen . . .	37·1	40·7
1890	Männer . . .	55·6	59·3
	Frauen . .	36·6	40·6

Der Hauptgrund der Niedrigkeit dieser Ziffern ist wohl der, dass in einer Großstadt bei der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung die Lebensbedürfnisse größer sind als die Einkünfte. Das zeigt sich noch deutlicher in der Reichshauptstadt Wien, wo (1890) nur 53·95% der männlichen und 40·24% der weiblichen erwachsenen Bevölkerung verheiratet sind. Wenn wir uns vom Stadtcentrum entfernen, bemerken wir ein Anwachsen dieses Procentsatzes, d. h. die Lebensmittel sind in den weniger „eleganten" Stadttheilen billiger, und dadurch ist die Möglichkeit, eine Familie zu ernähren, größer.

Die Familie ist als Grundlage des Staates von entscheidender Bedeutung. Sie wird aber größtentheils von den Bedürfnissen des Lebens beeinflusst, welche ihre Existenz in Frage stellen. Ob diese Existenz einmal für alle Bevölkerungskreise sichergestellt werden wird, ob sie überhaupt gesichert werden kann, ist ein Problem, das die

---

[9]) Männer über 20, Frauen über 15 Jahre alt.

Zukunft wird lösen müssen. Unsere modernen Staaten vermögen es nicht. Solange der Staat die Lebensmittelfrage nicht in die Hand nimmt, solange wird diese auch nicht beseitigt werden können. Denn die Höhe der Preise hängt doch nur vom Verkäufer ab, der sie oft nicht niedriger ansetzen kann, die Höhe des Einkommens bei der überwiegenden Mehrzahl des Volkes vom Dienstgeber. Nur ein Staat, der auf Monopole gegründet ist, in welchem jeder Bürger Beamter des Staates ist und Privatgeschäfte sich auf Bedürfnisartikel nicht erstrecken dürfen, nur ein solcher Staat wird imstande sein, das sociale und geistige Leben des Volkes auf jene ideale Höhe zu heben, von der zwar viel gesprochen und geschrieben wird, für deren Erreichung aber fast nichts geschieht. Unser Vaterland hat den Ruhm für sich, die ersten Schritte in dieser Hinsicht schon gethan zu haben: für das Salzmonopol ist der Österreicher seinem Staate zu größtem Danke verpflichtet; das Tabakmonopol ist für einen Theil der Bevölkerung geradezu eine Wohlthat; die Errichtung und Erhaltung von Verkehrsmitteln (Post und Bahnen) oder von Gaswerken und elektrischen Anstalten von Seite des Staates oder einzelner Communen sichert diesen nicht nur ein größeres Einkommen, sondern schützt auch das Volk vor Übervortheilung. Durch die schon gemachten günstigen Erfahrungen ist der Weg vorgezeichnet, den der moderne Staat weiter zu verfolgen hat, um der Aufgabe, seine Glieder in jeder Hinsicht zu schützen, gerecht zu werden.

Bevor wir zu der eigentlich hier anzuschließenden Betrachtung der Besitz- und Erwerbsverhältnisse in Prag übergehen, wollen wir einen Blick auf den Bevölkerungswechsel in der Stadt werfen und dann noch kurz das Verhältnis der einzelnen Nationalitäten und Confessionen berühren.

In Prag sowie in den Vorstädten ist ein fast stetiges Anwachsen der Zahl der Trauungen zu bemerken; die Zahl der Ehelösungen durch Tod des einen Gatten schwankt, die der gerichtlichen Ehescheidungen ist außerordentlich gering. Die diesbezüglichen speciellen Angaben enthält folgende Tabelle:

	Trauungen [1]		Ehelösungen [2]	
			durch Tod	durch Scheidung
1888 . . .	1660	2630	2258	4
1889 . . .	1610	2673	1972	3

[1] In der ersten Columne für Prag, in der zweiten für Prag mit den Vorstädten.

[2] Prag und Vorstädte.

	Trauungen[1]		Ehelösungen[2] durch Tod	durch Scheidung
1890 . . .	1641	2713	1933	4
1891 . . .	1736	2881	2045	2
1892 . . .	1896	3146	1958	1
1893 . . .	1945	3256	1255	4
1894 . . .	2025	3442	—	—

Die mittlere Dauer der durch den Tod geschiedenen Ehen in Prag während des Zeitraumes 1888 bis 1892 war ungefähr 22 Jahre, in Prag mit den Vorstädten annähernd 21 Jahre, im Jahre 1893 23, resp. 22 Jahre.

Die Zahl der Geburten und Sterbefälle ist sehr unregelmäßigen Schwankungen unterworfen. Im allgemeinen kann man bezüglich der Stadt — ohne die Vorstädte zu berücksichtigen — sagen: Die Zahl der Todesfälle hat sich seit 1888 fast stetig und bedeutend vermindert, während sich die Zahl der Geburten seit 1888 fast continuierlich vergrößerte. Nachstehende Daten gestatten einen Überblick über diese Verhältnisse.

	Zahl der Geborenen[3] Prag		Prag und Vorstädte		Todesfälle[4] P.	P. u. V.
	ehelich	unehelich	ehelich	unehelich		
1888 . .	3708	3098	7009	3476	5300	8419
1889 . .	3591	3035	7244	3436	4506	7287
1890 . .	3468	3179	6891	3599	4720	7743
1891 . .	3519	3239	7147	3690	4587	7578
1892 . .	3576	3238	7246	3677	4427	7704
1893 . .	3938	3659	7800	4110	4459	7521
1894 . .	3779	3597	7534	3697	4446	7525

Zur Erklärung der großen Zahl illegitimer Geburten in der Stadt muss folgender Umstand in Erwägung gezogen werden. Die Gebäranstalt in Prag nimmt Wöchnerinnen aus ganz Böhmen auf. Von diesen sind durchschnittlich über 30% solche, welche nicht lange Zeit vor ihrer Aufnahme in die Gebäranstalt in Prag gewohnt haben.

[1]) In der ersten Columne für Prag, in der zweiten für Prag mit den Vorstädten.

[2]) Prag und Vorstädte.

[3]) Lebend Geborene.

[4]) Ohne Todtgeborene und Auswärtige.

Die folgenden Ziffern dienen also gewissermaßen zur Richtigstellung der obigen Angaben:

	Aufgenommene Mütter:	Geborene Kinder: [1]	Es bleiben also für die Stadt:	
1888	2900	2936	11·72%	der unehelichen Kinder.
1889	2838	92 und 2769	13·39%	
1890	2095	129 „ 2892	13·75%	
1891	3025	112 „ 2949	12·88%	
1892	3163	162 „ 3007	12·56%	
1893	3354	168 „ 3186	7·93%	

Die Anzahl derjenigen Personen, welche in die Prager Krankenhäuser entweder todt eingebracht wurden oder nach ihrer Einbringung daselbst gestorben sind, welche aber vor ihrer Überführung dahin nicht in Prag oder in einer der Vorstädte gewohnt haben, ist in der oben gebrachten Zahlenreihe nicht berücksichtigt. Solche „Auswärtige" starben in Prag und den Vorstädten:

1888 . . .	1161	1892 . . .	1460
1889 . . .	976	1893 . . .	2065
1890 . . .	1050	1894 . . .	2114
1891 . . .	1076		

Fassen wir die soeben gewonnenen Resultate zusammen, und untersuchen wir das Verhältnis derselben zur Gesammtbevölkerung, so ergeben sich folgende relative Zahlen. Auf 1000 Einwohner entfielen in Prag und den Vorstädten:

	Trauungen		Geburten [2]		Sterbefälle [3]	
	Prag	Prag und Vorstädte	Prag	Prag und Vorstädte	Prag	Prag und Vorstädte
1888 . .	9·25	8·29	40·01	37·63	29·53	28·06
1889 . .	8·87	8·87	38·79	37·40	24·83	24·18
1890 . .	9·34	8·99	40·15	36·61	26·96	25·67
1891 . .	9·84	9·46	40·25	37·31	26·00	24·88
1892 . .	10·72	10·06	41·01	36·81	25·05	24·65
1893 . .	10·85	10·19	42·36	37·82	24·86	23·55

[1] In der ersten Columne eheliche, in der zweiten uneheliche.

[2] Eheliche und uneheliche Kinder.

[3] Nur diejenigen Verstorbenen, welche in ihrem Sterbeorte gewohnt hatten.

In der Reihe der Todesursachen stehen obenan die tuberculosen Krankheiten, dann folgen die entzündlichen Krankheiten der Respirationsorgane. Die Zahl der an Altersschwäche und der an Lebensschwäche[1]) oder Atrophie[1]) gestorbenen Personen ist relativ ziemlich groß, und zwar sterben in Prag selbst verhältnismäßig mehr Personen an Altersschwäche als in den Vorstädten, in diesen wiederum relativ mehr als in der Stadt an Lebensschwäche.

Die Zahl der mit körperlichen oder geistigen Gebrechen behafteten Personen (Blinde, Taubstumme und Geisteskranke) beschränkt sich größtentheils auf die humanitären Institute und zwar auf die Blindenanstalten auf der Kleinseite[2]) und dem Hradschin,[3]) auf die Erziehungsanstalt für Taubstumme[4]) und auf die Irrenanstalten in der Neustadt[5]) und auf dem Hradschin.[6])

Die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung Prags gehört der böhmischen Nationalität an. Seit fünfzig Jahren erstarkt das čechische Nationalgefühl immer mehr, die böhmische Sprache und Literatur, welche im 17. und 18. Jahrhunderte sehr vernachlässigt worden war, gelangte in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts zu neuer Blüte. Dagegen geht das deutsche Element in Prag immer mehr zurück. Die böhmische Bevölkerung vergrößert sich hauptsächlich auch durch Einwanderung, während die deutsche, welche dieses Zuzuges entbehrt, infolge von Auswanderungen und geringerer Vermehrung allmählich verschwinden wird. Ein eigenthümlicher Umstand ist hierbei noch von einigem Interesse. Die wohlhabenden Juden, welche der Mehrzahl nach Deutsche sind und meist in der Josefstadt — daher der frühere Name dieses Bezirkes: Judenstadt — wohnten, übersiedeln nach und nach aus den weniger anziehenden engen Gassen derselben und der Altstadt in die Neustadt, nach Karolinenthal oder in die Königl. Weinberge. Dadurch erklärt sich ein größerer relativer Zuwachs in den beiden ersten Bezirken (1880 bis 1890: 15·4%, resp. 3·7%), während derselbe infolge dessen in der Neustadt (0·3%) und in Karolinenthal

[1]) Kinder unter einem Jahre.

[2]) 1890 45 männliche und 68 weibliche erwachsene Pfleglinge.

[3]) 1890 40 Knaben und 33 Mädchen.

[4]) In der Neustadt: 1890 85 Knaben und 59 Mädchen.

[5]) 1890 Landesirrenanstalt (mit Zuzählung von 16 blödsinnigen Pfleglingen des städtischen Siechenhauses im Karlshofe): 674 männliche und 579 weibliche Pfleglinge.

[6]) 1890 Idiotenanstalt: 39 männliche und 16 weibliche Pfleglinge.

(0·2%) sehr gering ist; in den Königl. Weinbergen ist sogar eine relative Abnahme der čechischen Bevölkerung um 1% zu bemerken. Die Zu- und Abnahme der einzelnen Nationalitäten zeigen folgende Ziffern:

	1880		1890		
	Absol. Zahl	%	Absol. Zahl	%	Zu- od. Abnahme
Prag:					
Böhm. Nationalität[1])	136.624	81·4	146.066	84·3	+ 2·9%
Deutscher „	30.912	18·4	27.125	15·6	— 2·8%
Prag u. Vorstädte:					
Böhm. Nationalität	203.822	84·1	259.756	87·3	+ 3·2%
Deutscher „	38.432	15·8	37.587	12·6	— 3·2%

Den eingewanderten Personen wird nur in beschränktem Ausmaße das Prager Heimatsrecht verliehen, woraus sich die stetige relative Abnahme der in Prag Heimatsberechtigten erklärt. Diese letzteren betrugen:

1869 . .	35·7%	der Gesammtbevölkerung
1880 . .	27·4%	
1890 . .	24·4%	

Dieselbe Wahrnehmung machte man in Karolinenthal und in Smichow, während in Žižkow und den Königl. Weinbergen sich die Zahl der daselbst Heimatsberechtigten nicht wesentlich änderte, da ja diese Bezirke erst in den letzten Decennien entstanden sind. Der größte Theil der Prager Bevölkerung ist in Böhmen — mit Ausschluss Prags — zuständig (über 70%); die Zahl der außerhalb des Landes heimatsberechtigten Personen ist relativ sehr gering und änderte sich auch in den letzten Jahrzehnten fast gar nicht.

Betrachten wir die confessionellen Verhältnisse in Prag, so sehen wir, dass sich im ganzen genommen die Bekenner der beiden überwiegenden Confessionen ziemlich gleichmäßig vermehren. Werfen wir aber einen Blick auf die diesbezüglichen Verhältnisse der einzelnen Stadttheile, so begegnen uns sehr auffallende Differenzen, welche in dem schon erwähnten Wohnungswechsel der jüdischen Bevölkerung ihren Grund haben. Bis in die Zeit Kaiser Josefs II. durften die Juden nur in dem Ghetto, der Judenstadt, wohnen. Von da an wurde ihnen in der Altstadt eine Anzahl von Häusern zugewiesen, in denen sie sich ebenfalls niederlassen durften. Die neue Gewerbeordnung vom Jahre 1859

[1]) Hier und im Folgenden Nationalität = Umgangssprache.

hob diese Beschränkung der Freizügigkeit ganz auf. So kam es, dass im Jahre 1857 nur noch 72·2% der in Prag sesshaften Juden in der Josefstadt ihren Wohnsitz hatten. Die Auswanderung aus diesem Stadttheile nahm nun immer mehr zu. 1869 wohnten noch 41·7%, 1880 28·9% und 1891 nur mehr 21·6% der Prager Israeliten in der Josefstadt. Dagegen sank die relative Zahl der Katholiken infolge dieses Wechsels der Wohnungen in der Neustadt von 94·9% (1869) auf 88·9% (1890) und stieg in der Josefstadt von 45·6% (1869) auf 65·9% (1890). In der Neustadt stieg die relative Zahl der Israeliten von 2·8% (1869) auf 8·8% (1890). Auffallend ist die Vermehrung der Evangelischen H. C., welche sich durch den Zuzug der evangelischen Landbevölkerung erklärt, die meistentheils dem helvetischen Bekenntnisse angehört. Es gab also:[1])

	1880		1890	
Katholiken	150.422	222.227	154.790	272.886
Evangelische A. C. .	1.703	2.616	1.695	2.896
" H. C. .	1.316	1.933	1.513	3.185
Juden	16.763	19.165	17.470	22.200
Andere	227	273	174	284
Confessionslose . .	90	113	109	174

Um sich eine deutliche Vorstellung von der Erwerbsfähigkeit der Bevölkerung eines Bezirkes zu machen, kann man, dem Beispiele Dr. Engels folgend, dieselbe in zwei Gruppen gliedern. Zu den productiven Kräften werden jene Personen gezählt, welche im Alter von 15 bis 65 Jahren stehen, zu den unproductiven aber alle jene, welche älter oder jünger sind. Betrachtet man ferner auch die Erwerbsfähigkeit (d. i. den Procentsatz der Personen vom begonnenen 16. bis zum vollendeten 65. Lebensjahre) beider Geschlechter gesondert, so findet man zweierlei Differenzen: erstens überwiegt die relative Zahl der über 65 Jahre alten Frauen wegen der größeren Vitalität des weiblichen Geschlechtes; zweitens übertrifft die Relativzahl der männlichen Personen bis zum 16. Lebensjahre die der weiblichen und zwar infolge des Umstandes, dass mehr Knaben als Mädchen geboren werden, und dass speciell in Prag sich viele auswärtige Studierende

[1]) In der ersten Columne Prag (Wyšehrad und Holešowic-Bubna wegen der Vergleichung auch 1880 mit berücksichtigt), in der zweiten Prag und Vorstädte. Das Militär ist hier wie in allen übrigen Tabellen und Angaben nicht berücksichtigt.

und Lehrlinge aufhalten. Ungenau bleibt allerdings diese Art der Berechnung der Erwerbsfähigkeit immer, da ja auch ein Theil der im productiven Alter stehenden Personen aus verschiedenen Gründen erwerbsunfähig ist. Es sind also in Prag und in den Vorstädten (1890) von je tausend männlichen, respective weiblichen Personen

	productiv		unproductiv [1]			
	männl.	weibl.	männlich		weiblich	
Prag	694·03	722·46	259·92	46·05	214·14	63·40
Prag und Vorstädte	676·55	703·79	284·20	39·25	241·77	54·44

Am stärksten ist das productive Alter in den drei ersten Bezirken (Altstadt, Neustadt und Kleinseite) vertreten. In den von der ärmeren Bevölkerung bewohnten Stadttheilen und Vorstädten ist das unproductive Alter bedeutend stärker vertreten als in den anderen.

Die Besitzverhältnisse in einem Bezirke werden charakterisiert durch die Reinerträgnisse des productiven Bodens, durch die Höhe der Hauszinsen und theilweise auch durch das den Sparcassen anvertraute Vermögen. Der Reinertrag des productiven Bodens nimmt continuierlich ab. Er betrug in abgerundeten Summen: [2])

	Prag	Prag und Vorstädte
1887 . .	25.168 fl.	66.236 fl.
1888 . .	24.934 „	65.571 „
1889 . .	24.672 „	64.611 „
1890 . .	24.506 „	63.922 „
1891 . .	24.282 „	63.379 „
1892 . .	24.056 „	62.933 „
1893 . .	23.932 „	62.594 „

Die Hauptursache dieser Abnahme des Reinertrages ist wohl die Verbauung von productiven Flächen, welche in einer Großstadt ja Grundbedingung für die Erweiterung derselben ist.

An die Besprechung der landwirtschaftlichen Erträgnisse schließt sich unmittelbar auch eine Betrachtung des Viehstandes an. Was zunächst die Zahl der Pferde betrifft, so ist dieselbe in fortwährendem Steigen begriffen. Im Jahre 1869 gab es in Prag und seinen Vorstädten 1788 Pferde, 1880 schon 2912, 1890 bereits 3516. Die Zahl

[1]) In der ersten Columne die Relativzahl für das Alter bis zum 16., in der zweiten für das Alter vom 66. Lebensjahre an.

[2]) Nach Mittheilungen der Direction des k. k. Catastralmappenarchives.

derselben hat sich nur in den älteren Stadttheilen — die Altstadt jedoch ausgenommen — vermindert, was vielleicht eine Folge der Höhe der Mietzinsen für Stallungen daselbst ist. In den Vorstädten ist aber ein umso größeres Anwachsen der Pferdezahl zu bemerken. Wie in allen Städten werden auch in Prag die Pferde fast nur zu Verkehrszwecken verwendet. Die Zahl der Zuchtstuten ist sehr gering und sinkt. Die Rindviehzucht ist ebenfalls in Abnahme begriffen. Die Milchlieferungen vom Lande verursachen eine Verminderung der Zahl der Milchkühe; die Ochsen, welche infolge der Aufhebung von Spiritusfabriken und Brauereien, wo man sie als Zugthiere gebrauchte, an Zahl immer geringer wurden, werden in den noch bestehenden Brauhäusern und Brennereien wegen verschiedener Schwierigkeiten nach und nach durch Pferde ersetzt. Zuchtstiere werden nur auf dem Hradschin, wo das Stift Strahow einen großen Meierhof besitzt, in der oberen Neustadt, wo noch Raum und Gelegenheit für Landwirtschaft und Viehzucht vorhanden sind, und in den ohnedies zum überwiegenden Theile ländlichen Vorstädten gehalten. Allein auch hier vermindert sich ihre Zahl. Das Kleinvieh ist durch eine für eine Großstadt verhältnismäßig sehr namhafte Zahl von Schweinen und Ziegen vertreten. Obgleich das Halten der ersteren in größeren Städten behördlich verboten ist, hat sich doch deren Zahl in Prag von 1880 bis 1890 beinahe verdoppelt, in Žižkow sogar verfünffacht. Sie beschränken sich aber lediglich auf die weniger verbauten Stadttheile. Die Ziegen haben sich von 1880 bis 1890 — ebensowie die Bienenstöcke — vermindert; doch ist ihre Anzahl noch immer eine ganz ansehnliche (319 bis 268 Ziegen und 237 bis 193 Bienenstöcke).

Haben wir eine Abnahme des Ertrages des productiven Bodens bemerkt, so können wir andererseits ein Anwachsen des eigentlichen Erträgnisses der unproductiven Flächen, der Hauszinsen, constatieren. Dieselben wachsen, wie folgende abgerundete Zahlen veranschaulichen, von Jahr zu Jahr um bedeutende Summen an:

	Prag	Prag und Vorstädte
1887 . .	11,342.791 fl.	15,400.370 fl.
1888 . .	11,404.654 „	15,745.533 „
1889 . .	11,490.729 „	15,964.772 „
1890 . .	11,710.020 „	16,412.668 „
1891 . .	11,934.917 „	16,912.582 „
1892 . .	12,228.305 „	17,423.522 „
1893 . .	12,597.428 „	18,102.294 „

Der Zunahme der Zinserträge steht aber auch eine Zunahme der Belastung der Realitäten gegenüber. Diese betrug:

	Prag	Prag und Vorstädte
1887 . .	48,542.261 fl.	65,393.599 fl.
1888 . .	49,227.491 „	67,862.080 „
1889 . .	51,288.970 „	72,343.620 „
1890 . .	53,607.397 „	75,765.062 „
1891 . .	57,441.881 „	82,277.437 „
1892 . .	61,777.419 „	91,343.578 „
1893 . .	67,444.459 „	100,828.690 „

Der Vermögensstand hat sich, wie die Ausweise der Spar- und Vorschusscassen in Prag und den Vorstädten zeigen, in erfreulicher Weise gehoben. In der Reihe dieser Cassen stehen obenan die Böhmische und die Prager städtische Sparcasse. Das beiden anvertraute Vermögen wächst fast continuierlich von Jahr zu Jahr und erreichte Ende 1893 einen Stand von 107,561.962, respective 47,375.781 fl. In allen 27 Spar- und Vorschusscassen in Prag und den Vorstädten waren zusammen fast 180 Millionen Gulden hinterlegt. Die Summe des eigenen Vermögens dieser Anstalten betrug zur selben Zeit rund 29 Millionen, das der Böhmischen und der Prager städtischen Sparcasse allein über 22$^1/_2$, respective fast 3 Millionen.

Die einheimischen Versicherungsanstalten, deren es in Prag sieben gibt, hatten meistentheils Feuerversicherungen zu besorgen. Den außerordentlich großen Wert einer solchen Versicherung zeigen nachfolgende Ziffern:

	Prag		Prag und Vorstädte	
	Schaden	Entschädigung	Schaden	Entschädigung
1888 . .	98.212 fl.	98.212 fl.	106.701 fl.	106.503 fl.
1889 . .	16.523 „	16.523 „	23.849 „	22.889 „
1890 . .	22.436 „	18.378 „	98.441 „	55.141 „
1891 . .	26.353 „	26.353 „	29.217 „	29.217 „
1892 . .	13.606 „	13.606 „	26.716 „	16.399 „
1893 . .	14.478 „	13.215 „	15.101 „	13.798 „

Es wurde also von den verschiedenen Versicherungsanstalten in Prag selbst nahezu der ganze durch Brand entstandene Schaden ersetzt, in den Vorstädten der größte Theil. In Prag und den Vorstädten betrug 1888 bis 1893 der Brandschaden 300.025 fl; davon wurden im Versicherungswege ersetzt 243.947 fl., also mehr als vier Fünftel.

Die auffallend große Schaden- und Ersatzsumme im Jahre 1888 ist nur die Folge eines großen Brandes am 15. März desselben Jahres, der einen Schaden von 82.343 fl. verursachte, welcher aber vollständig ersetzt wurde.

Gehen wir nun zu den Erwerbsverhältnissen über, so haben wir zunächst die Bewegung der Ziffer der einzelnen Gewerbeanmeldungen und Verzichtleistungen zu betrachten, was am besten in tabellarischer Form geschieht:[1])

	Ertheilte Concessionen		Anmeldungen von freien u. handwerksmäßigen Gewerben		Verzichtleistungen	
1887	184	283	1190	1920	1388	1916
1888	191	273	1192	2099	1549	2169
1889	187	284	1265	2163	1522[2])	2202
1890	209	406	1228	2066	1428	2015
1891	249	384	1315	2212	1138	1783
1892	211	305	1332	2203	1157[3])	1895
1893	268	521	1328	2767	1719[4])	2399

Die gewerblichen Genossenschaften, deren es in Prag 76 gibt, hatten Ende 1893[5]) über 10.000 gewerbetreibende Mitglieder, zu welchen noch mehr als 20.000 Gehilfen und über 6000 Lehrlinge kamen. Die 19 Genossenschaften in den Vorstädten hatten zur selben Zeit fast 3000 Mitglieder, über 3300 Gehilfen und beinahe 1000 Lehrlinge.

Die Wochenlöhne der Arbeiter sind äußerst verschieden, einmal nach den einzelnen Gewerben, dann in Rücksicht auf den Umstand, ob der Arbeiter Kost und Wohnung bei seinem Meister erhält oder nicht, endlich auch nach dem Orte der Arbeitsleistung. Einige Beispiele dürften von Interesse sein. Es bekommen (1893) Wochenlohn:[6])

[1]) In jeder ersten Columne für Prag, in der zweiten für Prag und Vorstädte. Nach den Concessions- und Gewerbeanmeldungsprotokollen des Prager Magistrates und der k. k. Bezirkshauptmannschaften in den Vorstädten. Die Summen der Verzichtleistungen nach den Löschungsausweisen der k. k. Finanzlandesdirection, der k. k. Steueradministration und der k. k. Steuerinspectorate in den Vorstädten.

[2]) Außerdem 38 Steuerlöschungen wegen unbekannten Aufenthaltes.

[3]) " 35 " " " "

[4]) " 34 " " " "

[5]) Nach den Originalausweisen der einzelnen Vorstände.

[6]) Der höchste und der niedrigste Lohn.

	Mit Kost und Wohnung		Ohne Kost und Wohnung	
Schneidergehilfen in der Altstadt	fl. 7 bis	fl. 1.50	fl. 25 bis	fl. 4.—
„ „ „ Neustadt	„ 8 „	„ 1.50	„ 10 „	„ 5.—
„ „ „ Kleinseite	„ 6 „	„ 1.50	„ 9 „	„ 3.—
Arbeiterinnen	„ — „	„ —	„ 6 „	„ 1.50
Schuhmachergehilfen	„ 4 „	„ 0.80	„ 6 „	„ 3.50
Stepperinnen	„ — „	„ —.—	„ 6 „	„ 4.—
Schlossergehilfen	„ — „	„ —.—	„ 12 „	„ 4.—
Fleischhauergehilfen i. d. Altstadt .	„ 5 „	„ 2.—	„ 7 „	„ 4.—
„ i. d. Neustadt .	„ 8 „	„ 4.—	„ 10 „	„ 7.—
„ i. d. Kleinseite .	„ 10 „	„ 3.—	„ 13 „	„ 6.—
„ i. d. Josefstadt .	„ 6 „	„ 2.—	„ 8 „	„ 4.—
Rasierergehilfen	„ 6 „	„ 1.50	„ 9 „	„ 4.—
Kutscher	„ — „	„ —.—	„ 7 „	„ 5.—
Bierbrauergehilfen (monatlich) .	„ — „	„ —.—	„ 50 „	„ 20.—

Die Anstalten zum Wohle der arbeitenden Bevölkerung sind die Unfalls-, Alters- und Krankheitsversicherungen sowie die Spar- und Vorschusscassen für Arbeiter. Es würde zu weit führen, wollte man auch nur die Hauptresultate der einzelnen dieser Anstalten in Prag einer vergleichenden Beobachtung unterziehen. Es genügt vielleicht, deren Wirksamkeit im Jahre 1892, dem letzten, von welchem uns endgiltige Resultate im statistischen Handbuche der Stadt Prag vorliegen, kurz zu schildern.

Nach dem Muster der in Deutschland bestehenden Unfalls- und Krankenversicherungen der Arbeiterbevölkerung wurden, um den damals sehr schwierigen socialen Verhältnissen wenigstens einigermaßen aufzuhelfen, in den Jahren 1887 bis 1889 auch in Österreich diese Einrichtungen angenommen. Die Unfallsversicherung wurde durch das Gesetz vom 28. December 1887[1]) geschaffen. In ganz Österreich bestanden 1889 sieben diesbezügliche Anstalten, deren eine sich in Prag befindet, ihre Wirksamkeit aber über ganz Böhmen ausdehnt. Die Mitglieder sind theils zur Versicherung verpflichtete, theils freiwillige. Arbeiter (auch Beamte) bestimmter Branchen werden gehalten, sich in den ihnen zugewiesenen Anstalten gegen eventuellen Unfall versichern zu lassen. Die Renten sind je nach der Gefahr des Betriebes, nach der Größe des Unfalles, nach der Höhe der Versicherungsprämie und nach dem Verhältnisse der letzteren zum Lohne verschieden. Bei

---

[1]) Z. 1 d. R. G. Bl. vom Jahre 1888.

gänzlicher Erwerbsunfähigkeit durch Körperverletzung in Ausübung des Berufes beträgt dieselbe 60% des jährlichen Verdienstes; bei theilweiser ist sie verschieden nach Art und Größe der Verletzung, beträgt aber nie mehr als 50% des Lohnes. Im Falle des Todes des Versicherten, wenn er durch Ausübung der Berufspflichten erfolgte, werden die Begräbniskosten bezahlt und erhalten die Hinterbliebenen eine angemessene, gesetzlich bestimmte Rente. Ende 1892 betrug die Zahl der

	Prag	Vorstädte	Prager Polizeirayon
Betriebe	711	329	1208
Versicherten Beamten	654	548	1438
„ Arbeiter	17.906	14.195	38.351
Lohnsumme . . .	6,452.719 fl.	5,835.091 fl.	14,657.438 fl.
Versicherungssumme [1])	88.160 „	84.438 „	205.811 „

Durch das Gesetz vom 30. März 1889 [2]) und dessen Ergänzung durch die Novelle vom 4. April 1889 [3]) wurde die Krankenversicherung der Arbeiter ins Leben gerufen. Alle Arbeiter sind verpflichtet, sich in der für ihre Branche errichteten Genossenschaftskrankencasse versichern zu lassen; darunter sind selbstverständlich auch diejenigen verstanden, welche einer Unfallsversicherung beitreten müssen. Wird eine Krankheit durch einen Unfall bei Ausübung der Berufspflichten herbeigeführt, so hat die Krankencasse das Recht, den Betrag der Rente um den des Krankengeldes herabsetzen zu lassen. Die Krankheitsversicherungsanstalten in Prag und den Vororten gliedern sich in Bezirks- (5), in Betriebs- (26) und in Genossenschaftskrankencassen (42). Die Anzahl aller Mitglieder betrug Ende 1892 61.651, wobei noch zu bemerken ist, dass die Ausweise der Krankencassen der Schuhmacher und der Zimmerleute [4]) dem statistischen Bureau nicht vorgelegt wurden, daher auch in obigen Summen nicht inbegriffen sind. Die Summe der Einnahmen aller dieser Cassen betrug 719.195 fl.; dazu kommen noch 80.893 fl. Ausstände. Ausbezahlt wurden:

Krankengelder	246.781·86 fl.
Ärzte und Krankencontrole	54.392·81 „
Medicamente und andere Heilmittel .	37.187·05 „

[1]) Abgerundet.
[2]) Z. 33 d. R. G. Bl.
[3]) Z. 39 d. R. G. Bl.
[4]) Von October ab.

Spitalsverpflegung und Transport . .	18.323·97	fl.
Beerdigungskosten	14.100·46	„
Berichtigte Gesammtausgaben	771.979·065	„
Nicht berichtigte Gesammtausgaben . .	28.108·875	„
Reservefonds	322.599·55	„

Die Krankengelder wurden an 8202 (darunter 994 Wöchnerinnen) Kranke für 510.835·2 Krankheitstage ausgezahlt, die Beerdigungskosten für 731 Sterbefälle.

In der am 12. Februar 1886 abgehaltenen Generalversammlung der Böhmischen Sparcasse wurden 200.000 fl. für Wohlthätigkeitszwecke bestimmt. Von dieser Summe übergab die Direction [1]) 10.000 fl. der Statthalterei zur Unterstützung von unverschuldet nothleidenden Arbeitern. Die Statthalterei fasste nun den Entschluss, dieses hochherzige Geschenk als Grundstock zu Vorschusscassen für Arbeiter an 16 Genossenschaften zu vertheilen. Weitere Geschenke der Böhmischen Sparcasse und andere Einnahmen hoben dieses Capital 1889 auf 39.500 fl. Ende 1892 betrugen die gewährten unverzinslichen Darlehen [2]) an Arbeiter 41.098·37 fl., der Gründungsfonds war auf 59.000 fl. angewachsen. Das übrige Vermögen bestand aus einer Sparcasseeinlage von 13.420·21 fl. und im Cassebestand von 1.268·49 fl.; mit den Darlehen zusammen, jedoch ohne Gründungsfonds betrug das Vermögen 55.787·07 fl. Die Darlehen und Ausgaben wurden stets so geregelt, dass der Gründungsfonds nicht angegriffen werden musste. Derselbe war unter 24 Genossenschaften zu ungleichen Beträgen (von 13.200 bis 250 fl.) vertheilt.

Drei Jahre nach der eigentlichen Gründung der Vorschusscassen, am 12. Februar 1889, wurde ebenfalls von der Böhmischen Sparcasse ein anderes humanitäres Institut ins Leben gerufen: die Alterssparcasse. Die Generalversammlung beschloss, der armen Bevölkerung Prags und der Vororte Gelegenheit zu bieten, sich für das Alter oder für den Fall der früher eintretenden Erwerbsunfähigkeit ein Scherflein beiseite zu legen, welches ihr, durch Spenden erhöht, wenigstens das nöthige Existenzminimum sichern sollte. In die Zahl der Mitglieder

---

[1]) Auf Veranlassung des ehemaligen Statthalters von Böhmen, Freiherrn von Krauß.

[2]) Von 4 bis 20 fl. gegen Abzahlung in zehn Monatsraten. In Ausnahmsfällen können die Termine verlängert werden. Diese Darlehen werden, wenn sie nicht zurückgezahlt werden, nicht gerichtlich reclamiert, es erhalten jedoch ein solcher Schuldner und dessen Bürge keine weiteren Beträge geliehen.

werden auf Grund von Gesuchen alle Einleger der Böhmischen Sparcasse aufgenommen, welche der arbeitenden Classe angehören und im Prager Polizeirayon wohnen, wenn sie das 18. Lebensjahr schon zurückgelegt, das 45. aber noch nicht überschritten haben. Die Böhmische Sparcasse beschloss nun, diesem im November 1889 ins Leben tretenden Institute jährlich 10.000 fl. zu widmen. Noch im selben Jahre hatten sich 481 Aufnahmsbewerber gemeldet und fast 117.000 fl. in die Casse eingelegt. Ende 1892 gehörten derselben bereits 1911 Mitglieder mit einem Capitale von 631.733·51 fl. an. Von den Zinsen der Beträge, welche die Mitglieder in der Böhmischen Sparcasse angelegt haben, wird denselben ein Drittel genommen und in der Alterssparcasse weiter verzinst. An Zuschüssen für die letztere wurden von der Sparcasse bis Ende 1892 29.117·31 fl. gewährt. (Schluss folgt.)



Die kommende Barbarei.

Von X. Y. Z.

Es fehlte zu keiner Zeit an Unglückspropheten. Nach dem optimistischen Rausche, dem die Gebildeten der ersten Hälfte und der Mitte dieses Jahrhunderts fast allgemein verfielen, ist jetzt eine pessimistische Reaction eingetreten, und es fehlt fürwahr nicht an Sehern, welche alles Unheil, ja selbst den Umsturz unserer stolzen Cultur und eine barbarische Sündflut vorhersagen. Optimisten sind nur mehr der Greis, der in seiner Jugend zur Fahne des alleinseligmachenden Liberalismus schwor und ungeachtet alles Ungemaches seines jugendlichen Glaubens nicht verlustig geworden ist, und neben ihm der Jüngling, der ein neues Ideal und eine neue Hoffnung in den Lehren der Socialdemokratie gefunden hat und die von anderen als Untergang gefürchtete künftige Umwälzung als Heil der Völker begrüßt. Aber merkwürdig genug: selbst die ewig hoffnungsselige Jugend scheint heutzutage in ihrem natürlichen und für das Menschengeschlecht so heilsamen Optimismus schwankend geworden zu sein, und das welsche Schlagwort „fin de siècle" wird auch vom Jünglinge mit einer gewissen Gelassenheit, ja mit einem gewissen Selbstgefallen ausgesprochen.

Fin de siècle — Ende eines Zeitalters! Das sind ja dieselben Worte, welche auf den Lippen der Jugend zitterten zur Zeit, wo die Jugend noch allen Ernstes jung war und die Welt jung glaubte. Die Männer, deren Haupt jetzt vom Schnee der grauen Haare besprenkelt ist, meinten in ihren Jünglingsjahren, sie ständen am Wendepunkte der Zeiten, ihnen sei es vorbehalten worden, eine neue, große, den bisherigen Geschlechtern unbekannte Wahrheit zu entdecken und der Menschheit neue, bessere Wege zu bahnen. Wir riefen auch: „Ein Zeitalter geht zu Ende, ein neues, ein besseres, ein glückliches wird jetzt entstehen", und wir dachten und vertrauten, es werde dieses neue goldene Zeitalter unser Werk sein. Wie unsere Väter und Großväter es bereits vor uns gethan hatten, hielten wir uns für die auserwählten Helden, die Großes, noch nicht Dagewesenes für das Heil aller Völker schaffen werden. Und als wir so in unseren Jugendjahren schwärmten, belächelten uns unsere Großväter, über ihre eigenen Jugendträume und über die Enttäuschungen ihres Mannesalters melancholisch sinnend, während unsere noch thatkräftigen Väter uns ungeduldig zuriefen, wir hätten nicht das Recht mitzureden, wir könnten durch unseren unvorsichtigen Lärm nur das Werk, an dem sie fleißig und hoffnungsvoll arbeiteten, schädigen. Haben wir denn die Befugnis, uns der jetzigen Jugend gegenüber ungeduldig zu geberden und es nicht zu begreifen, dass sie auch im Wahne lebt, ein Zeitalter zu Grabe zu tragen, ein neues zu wecken?

Der junge Socialdemokrat gebraucht nur sein hergebrachtes Recht, wenn er auf uns alternde Männer als auf Zöpfe und Finsterlinge verachtungsvoll herabblickt. Mit ihm wollen wir jetzt nicht streiten; er ist nicht derjenige, der heutzutage mit Wollust vom Ende des Jahrhunderts spricht. Fin de siècle ist der Wahlspruch eines neuen Geschlechtes, wie es unsere Cultur vielleicht noch nicht gesehen hat. Wenn wir die Ahnen der durch diesen Wahlspruch ausgedrückten Gesinnung nennen sollen, müssen wir sagen, der Industrialismus der Manchesterianer und der Schopenhauerianische Pessimismus seien seine sonderlich genug gepaarten Voreltern, während der Militarismus sein Vater, das im Jahre 1870 gedemüthigte Frankreich seine Mutter sind.

Eines Exegeten bedarf der Wahlspruch wahrlich nicht. Wir verstehen ihn alle, wir wissen recht wohl, wessen Geisteskind er ist. In ihm steckt eine Lehre, welche den Jüngling zu keinen Thaten antreibt, sondern ihn zu einem sehr eigenthümlichen Quietismus führt und alles dasjenige bei ihm entschuldigen will, wofür er sonst nicht leicht eine Ent-

schuldigung finden könnte. Fin de siècle heißt: Europa ist so alt geworden, dass es für unsere Cultur keine Hoffnung mehr gibt. Wie einst die classische Welt, so soll auch unsere moderne Welt verschwinden; Civilisationen theilen das Schicksal alles dessen, was auf Erden entsteht und vergeht; nach der vielversprechenden, heldenmüthigen Jugend kommt das reife, mächtige Mannesalter, dem Mannesalter folgt das Greisenalter, diesem der Tod. Die jetzige Culturwelt ist ein Greis, Kraft wird sie nicht mehr finden; sie mag noch eine Zeitlang im Großvaterstuhle hinschlummern, dann naht der unerbittliche Tod, den keine Anstrengung, keine Heldenthat aufhalten könnte, selbst wenn Anstrengungen und Heldenthaten bei altersschwachen Nationen möglich wären.

Im Namen dieser Geschichtsphilosophie soll sich jedermann, der verständig ist, sein Leben einrichten. Lächerlich ist derjenige, der noch an Großes denkt. Wir sind Decadenten, sagen wir es uns denn aufrichtig, und versuchen wir nicht, etwas anderes zu sein. Seien wir wie die Römer zur Zeit der Cäsaren, oder seien wir jedenfalls denjenigen Altrömern ähnlich, die wir aus modernen Gedichten und Romanen kennen. Wir können es höchstens zum ästhetisierenden Wüstling bringen, einen Tiepolo oder Goya bewundern, uns die Wohnung so bequem als möglich einrichten, den Beschwernissen des Familienlebens aus dem Wege treten, uns wählerisch langweilen und nicht so sehr das Ende des Jahrhunderts als das Ende einer Welt phantastisch erwarten. Dann kommen im Namen des unerbittlichen Geschickes, des einzigen Gottes, und Ernst Renans, seines Propheten, die Barbaren, zerstören alles und machen aus der Welt ein Brachfeld, auf dem vielleicht nach tausend Jahren eine neue jugendkräftige Cultursaat keimen wird. Woher die neuen Barbaren kommen sollen, weiß wohl niemand recht. Aber das geht den Decadenten auch nichts an. Wir sollen uns nur freuen, dass wir so herrliche Decadenten sind.

Ist diese Geschichtsphilosophie auch etwas, woran man vollen Ernstes glaubt? Erwartet der decadente Geck allen Ernstes den Einbruch eines neuen Alarich? Nein, im Gegentheil. Alles, was er sagt, ist eben amüsant und soll nur amüsant bleiben. Wäre es ernst und wahr, so wäre es ja entsetzlich, und das Entsetzliche ist nur in einem symbolischen Kunstwerke willkommen. Es handelt sich bloß um eine Ausrede. Man glaubt wirklich nie an das Bestehen weltgeschichtlicher Naturgesetze, welche astronomische Perioden des Völkerlebens begründen und also nach der Modetheorie jetzt gerade einen Winter über

uns verhängen sollen. Wir wissen alle recht wohl, dass das Schicksal eines Volkes doch am Ende nur von seinem Willen abhängt, und dass der Wille eines Volkes — wir meinen seine Willenskraft, nicht den sogenannten Volkswillen — nichts anderes ist als die Summe der individuellen Willen der dieses Volk bildenden Menschen. Wir wollen uns eben nicht anstrengen, einen Willen wollen wir nicht haben, und daher ist uns die Absolution der Decadenz- und Weltendetheorie willkommen.

Ja, würden wir an eine wirkliche Gefahr glauben, so würden wir uns wohl aufraffen, Menschen im vollen Sinne des Wortes zu sein. Aber wer wird da an eine ernste Gefahr für die allmächtige moderne Culturwelt glauben! Woher kommen denn die Barbaren? Hat Europa nicht eben in diesem Jahrhundert seine Oberherrschaft über die zwei übriggebliebenen, dicht bevölkerten barbarischen Welttheile recht begründet? Haben wir nicht billige und elegante Kleider, elektrisches Licht, Eisenbahnen, zu hunderttausend verkaufte unanständig-mystische Decadenzromane und alles sonst, was zum Culturleben von über alle Altvätermoral erhabenen Menschen gehört? Haben wir nicht gerade in diesem Jahre das Große erlebt, dass nunmehr ein Dieb sich vorerst photographisch überzeugen kann, ob es wirklich etwas zu stehlen gibt, bevor er einen Kasten erbricht? Gefahr für unsere Culturwelt? Lächerlich! Im Grunde und in Wahrheit ist das untergehende Jahrhundert ebenso selbstgefällig, wie es in seinen Dreißigerjahren war. Es fühlt sich über die ganze Vergangenheit so erhaben und der Zukunft so sicher, dass es auch sich selbst ungestraft bespotten darf.

Und doch ist die Wüstlingsphilosophie der Decadenten an sich ein bedenkliches Symptom. Willenskranke, ausschweifende Menschen hat es immer gegeben, neu ist nur der Versuch, das Laster durch eine geschichtsphilosophische Theorie zu beschönigen. War man seiner selbst nicht klar, so schämte man sich sonst dessen, jetzt versucht man sich damit zu brüsten, jetzt versucht man zu beweisen, es sei weltgeschichtlich angezeigt, in unserem Zeitalter willenlos zu sein. Und man findet Glauben. Es handelt sich also nicht um eine Willenskrankheit, welche immer nur individuell sein kann, sondern um eine Krankheit der Intelligenz, die das ganze sich wegen seines Wissens so sehr überhebende Geschlecht ansteckt, und die in ihren Folgen auch unsere Willenskraft bedroht. Durch diese Krankheit der Intelligenz kann unsere ganze Cultur wirklich untergraben werden; ja sie ist bereits ein Zeichen des Niederganges, und wird sie nicht rechtzeitig

gebannt, so kann wahrhaft und zwar unabhängig von jeder erdichteten Fatalität eine neue Barbarei uns beschleichen. Diese Barbarei wird nicht die Folge irgendeiner welterschütternden Katastrophe sein, sie wird nicht von außen hereinbrechen, sie wird sich allmählich und von selbst aus einem unserer Bildung anhaftenden Grundirrthum entwickeln, und soll je ein Kataklysmus die moderne Gesellschaft zugrunde richten, so wird er eine Folge, nicht aber eine Ursache der bereits früher herangereiften Barbarei sein.

Das eben Gesagte mag sehr gewagt lauten. Leicht kann man den Einwurf erheben, es sei nicht statthaft, aus dem Vorhandensein der momentanen Mode des Decadentismus zu folgern, dass die stolze Intelligenz unseres Jahrhunderts krank sei. Die Decadenzler bilden ja nur eine Ausnahme inmitten unserer arbeitsamen und strebsamen Gesellschaft; das Auffallende ihrer Erscheinung allein hat auf sie die allgemeine Aufmerksamkeit der Zeitgenossen gelenkt und eine gewisse Berühmtheit den ihrem Sinne entsprungenen Werken der Kunst und Literatur verschafft. Aber Leute, welche einer wohlgefälligen Verzweiflungstheorie praktisch huldigen, stellen sich selbst auf den Aussterbe-Etat, und mit ihnen wird ihre ganze Gedankenrichtung auf immer vergehen und, wie sie es verdient, der Vergessenheit anheimfallen.

Wir wollen zugeben, dass die Decadenzler nicht berufen sind, durch ihre Eigenart einen dauernden Einfluss auf unsere Cultur und unsere Geschichte auszuüben; ihre Geistesart ward ja nur als Symptom einer um sich greifenden intellectuellen Krankheit gekennzeichnet, und wir fühlen uns verpflichtet, die Natur dieser Krankheit näher zu bestimmen.

Der Mensch sucht sein Glück, er vermag es nicht einmal, auf sein Glück zu verzichten; sucht er sein Glück dort, wo es zu finden ist, so ist er ein Weiser, sucht er es auf Irrwegen, so ist er ein Thor. Es muss entschieden werden, ob die theoretischen und praktischen Decadenten Weise oder Thoren sind. Sind sie das erste, so wollen wir sie alle nachahmen und fleißig darauf sinnen, wie wir am besten angenehm und vornehm verzweifeln könnten; sind sie aber Thoren, so wird es vielleicht nicht überflüssig sein, achtzugeben, ob wir nicht alle etwa ebensolche Thoren sind und zwar genau aus demselben Grunde.

Der Decadent will das sinnliche Leben frei genießen und will sich dabei durch kein religiöses und kein sittliches, ja überhaupt durch

kein wie immer geartetes, auf metaphysischen Gründen fußendes vernünftiges oder übervernünftiges Gesetz beirren lassen. Er ist nicht allem sogenannten geistigen Genusse abhold, er ist kein Feind von Kunst und Wissenschaft, im Gegentheile, er ist bis zu einem gewissen Grade auf das neugierig, was die Menschen vor ihm gedacht und geschaffen haben; nur will er sich dabei nicht allen Ernstes anstrengen. Im großen und ganzen ist er ein Liebhaber von mehr oder weniger abnormen Curiositäten, und wenn man ihn drängt, gesteht er ungezwungen, dass er in Kunst und Religion dasjenige liebt, was seine ziemlich caprizöse Sinnlichkeit weckt, dass ihm die Philosophie nur insoferne wert ist, als sie geistreich und ohne pedantisches System jeden Begriff einer übersinnlichen Pflicht und Verantwortlichkeit leugnet und ihn daher auf seiner Jagd nach Wollust entsühnt. Daher ist ihm bloß eine negative metaphysische Weltanschauung willkommen, daher hat er eine deterministische weltgeschichtliche Theorie selbst aufgestellt, die jede Willensfreiheit der Völker und einzelner Menschen für unmöglich erklärt, und die, den Fortschritt für eine Grille haltend, die düstersten Zukunftsbilder ausmalt, um auch den letzten Antrieb eines thatkräftigen Wirkens zu löschen.

Der Decadent ist willensschwach; er leugnet es nicht, er brüstet sich damit, er nennt sich so glücklich, als ein Seiendes nur sein kann. Wir sind zumeist nicht willensschwach wie der Decadent, und wir blicken auf ihn doch meistentheils mit Geringschätzung hinab; er aber, er verachtet uns, er lacht uns aus, er hält uns alle sammt und sonders für Thoren, die sich, Gott weiß warum, martern und plagen. Fragt er uns moderne Menschen, was der Zweck aller unserer Pein und Qual ist, so erhält er von uns sicher die Antwort: Wir schaffen Wohlstand, und nachdem er diese moderne Antwort vernommen hat, hat er recht, wenn er uns für Narren hält. Was heißt Wohlstand? Was hält die Menschheit der Gegenwart für Wohlstand, ihr höchstes anzustrebendes Gut? Wir wollen nicht durch ein Citat aus dem profunden Werke eines Modedenkers antworten. Nein, Thatsachen sollen es sagen, wie dieser Wohlstand, dieses Ziel aller unserer Anstrengungen beschaffen ist. Sehen wir uns unser Wirken und Schaffen an, sehen wir, warum sich die Völker bekämpfen, wofür die Staaten wirken, was die Wissenschaft anstrebt, wofür die Jugend schwärmt, was wir Cultur und Fortschritt nennen! Wohlstand bedeutet Glück, sicheres, dauerhaftes Glück, und für das moderne Ohr heißt Wohlstand Reichthum, nichts als materieller, sinnlicher Reichthum. Es

brauchen eigentlich keine Thatsachen befragt zu werden, die Nebenbedeutung des Wahlspruches der modernen Gesellschaft läßt keine Zweideutigkeit zu. Und doch, sehen wir uns in den Thatsachen um!

Es braucht gar nicht lange untersucht zu werden, warum die Völker kämpfen, wofür die Staaten wirken. Es wird ein leichter Schleier über die leitenden Motive der allerneuesten Politik geworfen, indem man noch immer von culturellen Zielen spricht; aber jedermann weiß, was das Gerede von Ausbreitung der Cultur heißen soll, wo es sich z. B. um Colonialpolitik handelt, und wollen wir auf den Materialismus der großen staatlichen Unternehmungen der Gegenwart keinen allzu gewichtigen Nachdruck legen und zwar aus zwei Gründen. Zuerst weil wir uns leicht dem Vorwurfe aussetzen könnten, dass wir keines Beweises Bedürftiges beweisen, und dann weil es viele gibt, die scheinbar berechtigt mit der Gegenbehauptung gern auftreten möchten, das staatliche Leben hätte nie andere als rein materielle Ziele verfolgt, und es hätte immer nur die Begierde nach Reichthum durch irgendeinen Vorwand beschönigt. Man hat es uns ja schon klar machen wollen, dass der Beweggrund der Kreuzzüge allein in der Raublust der westlichen Ritterschaft zu suchen ist, und dass der Sieg der Reformation nur durch die Lüsternheit nach Kirchengut herbeigeführt wurde. Es kommt bald ein geistreicher Geschichtsschreiber, der uns weißmachen wird, selbst die Apostel seien in alle Länder der Erde nur darum ausgezogen, um bei der Predigt gute Handelsgeschäfte zu besorgen, und vergebens werden die Götter selbst mit der Manie kämpfen, die ganze Vorgeschichte der Menschheit ökonomisch und kaufmännisch zu deuten. Da wir einmal schon Götter erwähnt haben, gedenken wir unwillkürlich des uralten Satzes, es würden sich die Ochsen ihre Götter als Ochsen vorstellen, wären sie überhaupt imstande, sich Götter vorzustellen. Wir sind einstweilen und bis auf weiteren Fortschritt noch imstande, uns unsere Vorfahren vorzustellen, aber wir stellen sie uns nach unserem Ebenbilde als Kaufleute und Speculanten vor.

Aber zugestanden, dass der weise Staat sich immer nur Geld verschaffen wollte und nur nach Reichthum trachtete: es muss auch der am meisten modern und kritisch angelegte Historiker einräumen, dass es einstens Narren gab, die nach anderen, sogenannten ideellen Gütern strebten. Diese Narren haben mitunter die Welt bewegt. Man nannte sie Weise, Propheten, Gelehrte, Künstler, Helden. Ihnen schien das Wohlbehagen des Reichthums etwas für das

Menschenglück zum mindesten Gleichgiltiges; der spartanische Held nannte dasjenige, was der moderne Mensch als sein Lebensziel bezeichnet, Sclavenwonne; der alte Plato verglich den nach sinnlichem Genusse, also nach Wohlstand im modernen Sinne Verlangenden mit einem Gassengraben, der durch unreine Flüssigkeit nie gesättigt werden kann und seinen widerwärtigen Schlauch immer wieder mit ungeduldiger Begierde aufschließt, um das für Nahrung gehaltene, jede Lebensruhe zerstörende Glück zu verschlingen; für die ruhiger denkenden christlichen Kirchenlehrer stand es fest, dass sinnliche Güter nur insofern begehrt werden sollen, inwiefern ihr Besitz den Menschen von Drangsal und Sorge befreit und es zulässt, dass er seinen Geist entwickle, höhere Güter anstrebe und das wahre, oberste, einzig dauernde Glück des das Schöne und Gute schauenden, contemplativen Lebens erlange. Nicht wahr? Das waren sonderbare Käuze, traurige Finsterlinge, unglückselige Bürger der dunkeln, aller Cultur bedürftigen Vorzeit, die keine Ahnung davon hatten, wie man dessen stolz sein soll, dass man ein vervollkommneter Schimpanse aus einem zoologischen Garten ist, und die den unschätzbaren und unvergleichlichen Wert eines um ein paar Pfennige wohlfeileren Baumwollstoffes ganz und gar nicht zu schätzen wussten?

Nun aber ließen sich selbst beim Einbruche der Neuzeit allerlei Fürsten und Staaten durch solche Narren beirren, und der moderne Culturmensch kann es nicht genug bedauern, dass es noch heutzutage, selbst an maßgebender Stelle, viele verkehrte Köpfe, viele Finsterlinge gibt, welche noch immer unser Geschlecht mit einem Idealspuk beirren wollen, welche es immer noch anstreben, dass die Jugend in der Verehrung uralten Unsinnes erzogen werde und die Helden der Thermopylen höher als den Erfinder einer verbesserten Waschmaschine, die Kenntnis des menschlichen Geistes mehr als die des Baues einer Straßenwalze schätze.

Doch es ist zu hoffen, dass die Herrschaft dieser Vertheidiger des Rückschrittes bald enden wird. Die Größe des segenbringenden Fortschrittes, der sich in der Neuzeit vollzogen hat, lässt sich am besten an dem Umschwunge in der Gesinnung des noch thatkräftigen Theiles unserer Jugend messen. Bis unlängst musste der vernünftige Mann mit tiefstem Bedauern wahrnehmen, dass die durch classische und literarische Bildung beirrte Jugend in aller Herren Ländern mit Begeisterung ganz unpraktische und daher verkehrte Ideale verfolgte: sie hießen Vaterlands- und Freiheitsliebe, Begeisterung für Kunst, Ro-

mantik oder Hellenismus, Sehnsucht nach die ganze Menschheit verbrüdernder Liebe und Gott weiß was für Unsinn. Leider sind auch gegenwärtig nicht alle Jungen aus der Gattung Homo sapiens von diesem finsteren Wahne geheilt, und Überbleibsel alter, vielleicht einst für die Gattung brauchbarer, aber jetzt geradezu schädlicher Instincte lassen sich noch vielfach bemerken. Aber im ganzen lässt sich der erfreuliche Fortschritt nicht verkennen, und es thut einem wohl, zuzuhören, wovon unsere Söhne untereinander reden.

Für einen modernen, wirklich vorgeschrittenen Jüngling ist es ein unleugbares Glaubensdogma, dass aller und jeder Glaube ein Unsinn ist, und dies bedarf für ihn keines Beweises, weil es eben ein Glaubensdogma und als solches nicht nur des Beweises nicht bedürftig, sondern unbeweisbar und über jeden Beweis erhaben ist. Dies einmal festgestellt, schreitet der Jüngling zum zweiten Artikel seines alleinseligmachenden Glaubensbekenntnisses und fällt ein Verdammungsurtheil über jede wie immer geartete speculative Philosophie, und duldet er überhaupt noch das Bestehen einer Philosophie, so geschieht es bloß deswegen, weil bei ihm das Wort Philosophie einen vormals nicht geahnten Sinn empfangen hat, nämlich den eines Universallexikons der Naturwissenschaften; nach der Philosophie wird alsogleich das Geschichtsstudium abgeurtheilt als etwas, was das Gedächtnis mit unnützem Zeuge belastet und gar nichts mit dem Gewerbsleben zu thun hat. Kunst im weitesten Sinne des Wortes wird noch geduldet und zwar im Namen des Dogmas, dass wir dasjenige als schön zu bezeichnen pflegen, was unsere Nerven reizt und uns dadurch einen subtilen sinnlichen Genuss bereitet; natürlich darf diese Kunst nicht langweilig sein, und langweilig ist alles Classische, alles Romantische, alles irgendwie Idealistische, alles einer größeren und anhaltenden Aufmerksamkeit Bedürftige; der Jüngling weiß, dass es eigentlich bis jetzt keine rechte Kunst gegeben hat, höchstens hat es eine bisher nicht übertroffene Schauspielkunst im Amphitheater des antiken Rom bei Gladiatoren- und Thiergefechten und bei Christenschlächtereien gegeben; denn es muss doch jener Vorzeit zugestanden werden, dass es bei ihren Volksbelustigungen einem so wirklich künstlerisch grauslich zumuthe wurde und einem die Nerven dabei so angegriffen wurden wie bei keinem modernen psychopathisch-skandinavischen Roman.

Der moderne Jüngling hat auch ein politisch-sociales Ideal: den Interessenkampf. Dann wird es erst in der Welt richtig zugehen, wenn die Menschen sich gegenseitig so bitter als möglich hassen werden

und vor keinem Mittel zurückschrecken, wo es sich darum handelt, einander zu bekämpfen usque ad internecionem. Ist der Jüngling wohl auf der Fährte, die zum Reiche der Zukunft führt, ist er aber doch noch von dem Schatten der Vergangenheit bedämmert, so ist er ein Patriot, wenn auch ein moderner zoologischer und nicht ein altmodischer historischer Zopfpatriot. Vaterlandsliebe ist nicht der richtige Name für sein Gefühl, es ist nur das Bewusstsein der naturhistorischen Rassensolidarität. Im Namen seiner Menschenspecies will er den Kampf ums Dasein mit allen anderen Abarten der Gattung Mensch führen, er will sie ausbeuten, unterdrücken, und wenn sie sich nicht geduldig ausbeuten und unterdrücken lassen, ausrotten; alles ist ihm in diesem Kampfe erlaubt, es ist ihm recht, wenn seine Landsleute die Ureinwohner eines nichteuropäischen Landes zum vergiftenden und vertilgenden Laster anlocken, und er sagt, man kämpfe für Cultur und Fortschritt, wenn man ein Volk zwingt, Gift von seinen Landsleuten zu kaufen; handelt es sich um schwächeres europäisches Volk, so ist der moderne Rassenpatriot wohl gezwungen, mit allerlei humanen Vorurtheilen seiner nicht gleich vorgeschrittenen Mitbürger zu rechnen, aber werden diese Vorurtheile einmal durch das Licht der wahren naturwissenschaftlichen Aufklärung verscheucht, so wird man mit der Präcision einer patentierten Maschine ein besiegtes Volk zwingen können, sich im wirklichen Sinne des Wortes zu Sclavendiensten gebrauchen zu lassen, und will es nicht zahmes Vieh werden, so wird es einfach exterminiert. Nicht ohne Beschämung müssen wir zugestehen, dass alte und mittelalterliche Völker in jener Hinsicht vielfach frei von den lästigen und den Sieg eines kräftigen Volkes lähmenden Vorurtheilen der Jetztzeit gewesen sind. Die Mongolen z. B. haben das Exterminieren sehr gut verstanden; selbst in unserer Gegenwart ist diese Kunst manchen Menschenfressern Afrikas wohl bekannt, und sie leisten ganz Achtungswertes ungeachtet der Inferiorität ihrer Todtschlagswerkzeuge. Die Ursache dieses uns sehr beschämenden Vorsprunges sonst inferiorer Völker muss man darin suchen, dass sie nicht durch classische, literarische und historische Bildung im Sinne des Humanismus bethört worden sind. Gedenkt man mancher Großthat spanischer Conquistadores und englischer Puritaner in Amerika, so kann man die Schuld unserer schwächlichen und erbärmlichen Sentimentalität nicht einmal auf die Lehren des Christenthums schieben. Jene tapferen Recken waren Christen und gläubige Christen; literarisch und historisch gebildet waren sie allerdings nicht, also ist das Bildungsideal der

letztverflossenen Jahrhunderte der Schuldige; dieses muss vor allem bekämpft werden, will man das edle Völkervertilgungsschauspiel erleben.

Doch sind im Grunde diese Rassenpatrioten noch alte Zöpfe; sie werden von anderen jungen Zeitgenossen weit überflügelt. Es läst sich auch gar nicht einsehen, warum die Grenzen eines Volkes dem Kampfe ums Dasein Schranken setzen sollten? Es bewährt sich nicht vor dem Richterstuhle der Wissenschaft die Behauptung, ein Volk sei eine Menschenrasse; abgesehen davon, dass die Historie uns lehrt, alle nur etwas größeren Nationen seien ein zufällig entstandenes Conglomerat der verschiedensten Menschengattungen, kann die Anthropometrie durchaus kein Merkmal entdecken, woran man die Angehörigkeit eines Individuums an ein gegebenes Volk zu erkennen vermöchte. Patriotismus in jeder Form ist also für unsere am meisten vorgeschrittenen Jungen ein überwundener Standpunkt; selbst das Schlagwort eines Kampfes der Arier gegen die Semiten wird sich im Lichte der Naturwissenschaft, welche bekanntlich die einzige Wissenschaft ist, nicht bewähren. Weg mit dieser alten Rumpelkammer! Es gibt nur ein Menschengeschlecht, und dieses Menschengeschlecht ist wieder kein ganzes, keine Einheit, und Menschen sind keine Zoophyten, sie wachsen nicht aus einem gemeinschaftlichen Korallenstock, sie sind völlig voneinander abgesonderte Einzelwesen und in allem auf sich selbst angewiesen, und das Menschengeschlecht ist nur eine Menge, die man nicht mit dem organisch aus vielen Bausteinen zusammengegliederten Werke eines Architekten, sondern bloß mit dem Gerölle an den Ufern eines Wildbaches vergleichen soll. Jeder kümmere sich daher um sein eigenes Lebensglück, und siehe da! der vorgeschrittene Jüngling hält den decadenten Ästhetiker nicht für einen Thoren; im Gegentheile, er gibt ihm recht und stimmt mit ihm darin überein, dass Lebensglück nichts anderes ist als der größte sinnliche Genuss, wenn er durch die kleinstmögliche Anstrengung erkauft wird. Nur muss man wohl unterscheiden: es gibt vermögende Weise, welche sich wirklich kaum anzustrengen brauchen, um denjenigen Sinnen- und Nervengenuss, dessen sie bedürfen, zu erlangen, und es gibt andere unvermögende Weise, die leider gezwungen sind, sich anzustrengen, um zu genießen, wollen sie genießen. Um überhaupt ein Weiser zu sein, braucht man nicht das abgeschmackte Zeug, welches man gewöhnlich mit dem Namen „Bildung" bezeichnet, sich angeeignet zu haben. Es genügt, aller metaphysischen und religiösen Vorurtheile los zu werden. Ein Weiser ist jeder Mann, der sich nicht durch den

eitlen Glauben an einen Gott, an ein Jenseits und noch weniger durch den hohlen Aberwitz, der uns da etwas von rein geistigem und rein sittlichem Glück vorplaudert, beirren läſst. Glaube unerschütterlich, daſs Du nur ein vergänglicher Klumpen organischer Zellen bist, und Du bist ein Weiser, wenn Du auch übrigens aller Gelehrsamkeit bar bist! Und bist Du ein Weiser, so wirst Du Dich zum unerbittlichen Kampfe mit allen denjenigen rüsten, die vermögend sind, mehr zu genießen als Du. Um mit Vortheil ringen zu können, muſst Du Dich mit Deinesgleichen verbinden, um vorerst den Classenkampf durchzukämpfen. Dann wird schon der Geschickte sich umschauen müssen, wie er am besten inmitten des Wüstenkrieges aller mit allen davon kommt. Auch darin hat der decadente Schwächling recht, daſs er eilig genießen will, bevor die Barbarei hereinbricht, denn die thatkräftigen Weisen werden schon diese Barbarei herbeiführen, wenn Barbarei ein Zustand heißt, in welchem sich niemand an vornehmen geistigen Genuſs kehrt, ein Zustand, wo die Sättigung des Leibes der einzige Lebenszweck eines jeden sein wird, und wo ein jeder, sowohl um religiöse als um philosophische Moral unbekümmert, alle Mittel gut findet, wenn sie ihm persönlich zu dieser Sättigung behilflich werden können.

Ja — wir sehen es — der hochehrenwerte Herr Professor, der diese Zeilen eben durchgelesen hat, schüttelt sein Haupt. Er hat es wohl selbst bedauert, daſs ein gewisser, gar nicht unbeträchtlicher Theil seiner Zeitgenossen auf Irrwege gerathen ist und Theorien huldigt, die für die Gesellschaft und für die Cultur gefahrdrohend werden könnten, würde das Gesetz des Fortschrittes — auch ein Naturgesetz — nicht dafür haften, daſs das Ungewitter, ohne gar viel Schaden anzurichten, über unseren Köpfen hinwegrauschen wird. Aber Verirrungen hat es immer gegeben, und der Herr Professor hält es vielleicht für die am meisten bedauernswerte Verirrung, den Teufel schwarz an die Wand zu malen und gar das, was er selber für den Fortschritt hält, auf eine Anklagebank mit jenen Verirrungen zu setzen. Der Herr Professor ist über uns entrüstet. Wir haben eigentlich seine Lieblingslehren noch mit keinem Worte berührt, wir spüren es aber trotzdem, er ist entrüstet, und hinter dieser Entrüstung muſs doch etwas Bedenkliches stecken. Die Überzeugungen des Herrn Professors sind gar nicht excentrisch, der Consensus derjenigen, welche sich für ruhig denkende, aufgeklärte, gemäßigte, wohlwollende Culturmenschen halten, unterstützt den Herrn, und seine Entrüstung scheint doch zu beweisen, daſs er mit dem von uns schwarz an die Wand gemalten Teufel irgendetwas gemein

hat. Prüfen wir also ruhig, durch seine Entrüstung aufgefordert, seine Menschenfreundlichkeit!

Die Augengläser hat er abgelegt; man sieht ihm an, er will einen kleinen Privatvortrag halten, um uns zurechtzuweisen und uns auf alle Zeiten die Schwarzmalerei abzugewöhnen — es ist am besten, hören wir ihn selber reden. Er spricht:

„Es ist sehr leicht, seine Zeit zu bekritteln, besonders wenn man diese Zeit gründlich missversteht, an einem überwundenen Standpunkt krampfhaft klebt und das Bessere und Siegenmüssende nur durch bitter ungerechte Polemik bekämpfen zu können glaubt. Aber es bedarf keiner langen Rede, um darzuthun, dass unsere Zeit nicht den Kampf aller gegen alle herbeiführen will, nicht das Aufbrausen einer wieder aufgeweckten Roheit erzweckt. Die Signatur der kommenden Zeit ist im Gegentheile Friede und Menschenliebe. Die Ausbeutung eines Volkes durch ein anderes und der Ruf zum Classenkampf, den man jetzt öfters ertönen hört, sind nicht Kinder der modernen Aufklärung; sie sind Überbleibsel der alten militärischen Gesellschaftsordnung und der von ihr einst angepriesenen Barbarei. Die Wissenschaft muss es anerkennen, dass kriegerische Tugenden vordem die Entwicklung des Menschengeschlechtes beförderten, sie bedauert es aufrichtig, dass atavistische, aus jener Zeit stammende Neigungen uns noch heutzutage auf die Wege der Zwietracht und Fehde verlocken. Um jenen bös gewordenen Instincten Schweigen zu gebieten, gibt es nur ein Mittel, und dieses Mittel ist die allgemeine Verbreitung der wahren, die consequent durchgeführte Bekämpfung der Afterbildung. Bei der wahren Bildung soll die allgemeine von der technischen unterschieden werden; die allgemeine ist für jedermann zugänglich, die technische hat der nothwendigen Theilung der Arbeit zu entsprechen.

Die echte allgemeine Bildung soll erstens die Elementarmittel, welche für jede technische Bildung unabweisbar erforderlich sind, jedermann in die Hand legen und dann jedem ohne Ausnahme die Einsicht in die durch die wissenschaftliche Erfahrung ausgeforschten Gesetze der Natur geben; zu diesen Gesetzen muss auch die Wahrheit gerechnet werden, dass die Menschen unter sich derart solidarisch sind, dass jeder Einzelmensch nur beim Gedeihen der Gesammtgattung das für ihn erreichbare Maß Lebensglückes erlangen kann, und das Bewusstsein dessen, dass jeder Streit unter den Menschen die alleinseligmachende Beherrschung der Naturkräfte hindernd zurückhält, wird genügen, um alle zur vernünftigen und nothwendigen Menschenliebe anzufeuern

und eine noch nie geahnte Ära des ewigen Friedens herbeizuführen. Was die technische, auf die allgemeine ausnahmslos folgen sollende Bildung anbelangt, so ist es selbstverständlich, dass sie sich bloß mit verschiedenen industriellen, den gesunden Fortschritt der Menschheit befördernden Disciplinen befassen darf. Alles andere ist nur eitle Spielerei, die man den Mußestunden der Erwachsenen gönnen kann, womit aber die kostspielige Zeit der Jugend nicht vergeudet werden soll.

Die Bekämpfung der Afterwissenschaft ergibt sich von selbst aus der vernünftigen Durchführung des richtigen Unterrichtsprogrammes. Wird alles Veraltete, die Leidenschaften und die Phantasie Weckende aus dem Bildnngsprogramme ausgeschieden, so werden die bis jetzt leider selbst in der Schule künstlich genährten atavistischen Gefühlsreste vollends verkümmern. Klar ist es für jeden einsichtigen Mann, dass das, was man Kunst und Literatur zu nennen pflegt, nur die Leidenschaften reizt, wenn es nicht etwa den Menschen von dem praktischen Leben ab- und einer grillenhaften Contemplation von metaphysischer Unmöglichkeit zuwendet. Was die Historie, wie sie jetzt aufgefasst wird, betrifft, so kann es niemand leugnen, dass ihr Zweck allein die Verherrlichung von Kriegshelden, Religionsstiftern und anderen Verführern des Menschengeschlechtes ist, und es ist sonnenklar, dass sie nur den schädlichsten Einfluss auf den Sinn der Jugend auszuüben vermag. Höchstens kann in Zukunft ein Geschichtsunterricht geduldet werden, der die Jugend für industrielle Erfinder begeistert, von aller Politik, Kriegs-, Religions- und Literaturgeschichte absieht und sich ausschließlich der Geschichte der Fortschritte der Naturwissenschaft und ihrer Anwendungen widmet. Angesichts dessen, was gesagt worden ist, braucht man nicht viele Worte zu verlieren, um darzuthun, dass die Kenntnis des Alterthums mit einem gesunden Bildungsprogramme nichts zu schaffen hat, und es wird hinfort niemand einfallen, die heranwachsende Jugend mit dem nutzlosen Studium der ausgestorbenen Sprachen zu plagen. Was den Religionsunterricht anbelangt, so ist er Privatsache der Familie; das Princip der Toleranz verbietet es, sich in dieser Angelegenheit dem Willen der Eltern eines Kindes zu widersetzen. Aber in der vernünftigen Schule der Zukunft wird es keinen Raum für den Vortrag von Mythen und unverständlichen Dogmen geben, es wäre auch unstatthaft, die mit den religiösen Lehren nicht übereinstimmenden Meinungen der Naturwissenschaft veraltetem Aberglauben zuliebe der Jugend nicht zu erklären. Es lässt sich zuversichtlich voraussagen, dass, sobald ein richtiger und erschöpfender

allgemeiner Unterricht für sämmtliche ohne Ausnahme streng obligatorisch werden wird, religiöse Fragen die Menschen nicht mehr lange beschäftigen werden. Es wird alle Religion gleichzeitig mit der kriegerischen Kampflust, mit der engen Vaterlandsliebe und mit den wüsten Verirrungen der künstlerischen Phantasie und der speculativen Dialectik aussterben."

Mein Professor hat ausgeredet, und er blickt mit selbstbewusstem und mildem Lächeln um sich, denn er fühlt es, dass er mit seinen sachlichen Worten alle Gegner zerschmettert und auf immer verschämt hat. Es lässt sich nicht leugnen, er hat Achtunggebietendes geleistet, er hat klar den Kern der mächtigsten modernen Strömungen dargelegt, und er ist offen und consequent gewesen, ohne, wie es sonst zu geschehen pflegt, die letzten Consequenzen der Richtung politisch zu verschleiern, um ja die Leute nicht vorzeitig vor den Kopf zu schlagen. Er ist dabei sehr glücklich; für sich selbst hegt er bereits keine Wünsche, im Gegentheile ist er überzeugt, dass er den Rest seiner Tage noch inmitten der Sorgen und Kämpfe einer verkehrten Gesellschaftsordnung verleben wird. Aber im innigsten, sein ganzes Wesen durchdringenden Bewusstsein der allgemeinen, unvertilgbaren Solidarität des Menschengeschlechtes freut er sich auf das Glück zukünftiger Zeiten, welches er schon bestimmt herannahen sieht.

Es wird auf Erden ein wahres Ameisenparadies entstehen; die so complicierte Menschennatur wird durch künstliche Zucht vereinfacht werden; sie wird alles das los werden, was den modernen Weisen eitler Schmuck zu sein dünkt; ohne Ehrgeiz und Heldenmuth, ohne Einbildungskraft und Sehnsucht nach einer besseren, unerforschten Ordnung der Dinge, ja ohne Lust und Fähigkeit zum abstracten Denken und logischen Folgern, ohne Möglichkeit, das eigene Ich reflexiv zu schauen, werden die Menschen Nahrung, Kleidung und Behausung mit immer geringerer Anstrengung erzeugen und in dieser Erzeugung von Nahrung, Kleidung und Behausung ihr Daseinsziel erblicken. Selbst die Liebe der Wissenschaft als Selbstzweck wird in ihnen ersterben; ihre streng praktische Erziehung wird sie jeder selbstlosen Forschung entfremden, und später wird ihnen das für alle obligatorische industrielle Leben keine Zeit zu wissenschaftlichen Spielereien übriglassen. Bald wird ihnen das Gefühl, welches jetzt unseren Herrn Professor beseelt und beglückt, unbekannt. Es ist auch nur ein atavistisches Überbleisel der noch nicht ganz überwundenen religiösen, ästhetischen und sentimentalen Vergangenheit des Menschen, wenn sich der Professor über

ein zukünftiges Glück, das er selbst nicht mitgenießen wird, freut, oder vielleicht ist diese Freude bloß eine Folge der verkehrten, altmodischen Erziehung, die der Herr Professor empfangen hat. Den Zöglingen der allgemeinen Schule der Zukunft wird jegliche Kunde von christlicher Menschenliebe und antiker Aufopferung erspart werden. Als sittlicher Antrieb wird ihnen nur die Lehre von der nothwendigen Solidarität des Menschengeschlechtes geboten. Der Herr Professor glaubt und hofft, dass diese Lehre genügen wird, um das, was er das heilige Feuer des Altruismus nennt, zu nähren. Wir glauben aber, dass der ehrwürdige Menschenfreund in einem Irrthum befangen ist, und wir wundern uns sogar, dass er an dieser sentimentalen und also verkehrten Hoffnung noch Gefallen findet.

Dem Zukunftszöglinge wird die Lehre von der Solidarität des Menschengeschlechtes vorgetragen; sie wird als eine naturwissenschaftliche Thatsache vorgetragen, und ihr folgt als praktisches Corrolar die Mahnung, es solle sich der Zögling in seinem Leben nie herausnehmen, unter den Menschen Unfrieden zu stiften, er solle allen Ernstes mit seinesgleichen bei der Hervorbringung irdischer Lebensgüter cooperieren, denn sonst laufe er Gefahr, entweder Schläge zu bekommen oder weniger Nahrungsstoffe und Kleidungsstücke gebrauchen zu können, da die Vermehrung dieser Schätze umso rascher vor sich gehen müsse, je intensiver und continuierlicher die industrielle Cooperation aller sein werde. Es wird nur an seine vernünftige Eigenliebe appelliert, um ihn vor Ausschweifungen seiner Eigenliebe zu warnen, und gelingt die Erziehung der Menschenameise vollkommen, so wird aus ihr ein vollkommener Egoist und zwar das, was wir als den niedrigsten Egoisten zu bezeichnen pflegen, ein Mensch, der allein darüber sinnt, wie er sich voll essen und warm halten könne, und dabei so wenig als möglich arbeitet, und der so aufgezogene Culturmensch wird dem Südseeinsulaner, der sich den ganzen Tag unter seinem Cocosnussbaume sonnt und sich an seinen Cocosnüssen satt isst, sittlich höchst bedenklich conform. Ist er inconsequent, ist er nicht durch die Schuldressur dazu gebracht worden, mechanisch zu handeln und zu gehorchen, ohne sich über seine Beweggründe Rechenschaft zu geben, ist er nicht tief unter den Südseeinsulaner auf das Niveau des Manègepferdes gesunken, so muss er früher oder später dahinterkommen, dass er sich in der Regel mit geringerer Mühe besser ernähren und kleiden kann, wenn er an die Stelle des Altruismus und der allgemeinen Solidarität des Menschengeschlechtes die rücksichtslose, schlaue, verkrochene und bei günstiger Ge-

legenheit auch gewaltthätige Eigenliebe setzt. Der Herr Professor hat unrecht, wenn er vor dem Bilde des gewaltthätigen Anarchisten zurückschreckt, er will eben nur ähnliche, wenn auch gedankenlosere, willensschwächere, niederträchtigere Anarchisten im Ameisenparadiese der Zukunft sehen.

Könnte durch irgendein Wunder der Decadent der Gegenwart in jene Zukunft versetzt werden, so würde er sich fürwahr unter den Halbmenschen als ein Held, ja ein Halbgott fühlen und mit Verachtung auf die ausschließlich industrielle Menge herabblicken, dessen bewusst, dass ihm Genüsse noch zugänglich waren, für die jenen menschlichen Ameisen in ihrer Verkrüppelung selbst die Fähigkeit verloren gegangen sein wird. Vielleicht wird er in der Verkehrtheit seiner Sensivität sich einen Moment der völligen Erniedrigung des Gottes der Natur freuen, vielleicht wird er sich mit der Betrachtung dessen unterhalten, was alles von jenen Krüppeln nicht mehr erkannt und nicht mehr gefühlt wird, und er wird sich eine Zeitlang an dem Anblicke weiden, wie sich die Bürger des vaterlandslosen Staates erbarmungslos langweilen, wie sie es gar nicht mehr verstehen, was für dunkle Triebe sich in ihrem Inneren gegen die Sclaverei, in die sie verfallen sein werden, auflehnen, wie sie sich stille, ohnmächtig, aber grimmig hassen, wie die Erde für sie zu einem großen, grauen, einförmigen, hoffnungslosen Kerker geworden ist. Barbaren, elende Barbaren wird der Decadent stolz die Zukunftsmenschen schelten, und Genugthuung wird ihm das Bewusstsein verschaffen, dass er unter seinen Zeitgenossen recht hatte. Was er für Lebensweisheit hielt, das hat ja die ganze Weltanschauung seines gelehrten und fortschrittsfreundlichen Geschlechtes für Lebensweisheit gehalten, da dieses Geschlecht als Ziel seines Wirkens und Webens einen Culturzustand herbeizuführen strebte, in welchem alle und jeder gleich den Decadenten das einzig mögliche Glück in sinnlichem Genusse erblicken. Nur dass der Decadent der Gegenwart noch eine menschliche und vielfach variierende Sinnlichkeit besaß, während den Halbmenschen der Zukunft auch in dieser Hinsicht nur mehr eine thierische Begabung zutheil geworden sein wird. Sie werden die bedauernswürdigsten Barbaren sein, welche der Erdball je getragen hat; bei einem wilden Jägerstamme könnte der übergebildete, erregungslustige Schwächling sich doch unterhalten, er könnte das Aufwallen ihrer vollkommen entwickelten Instincte und ihrer rudimentären Menschentugend beobachten, es würde ihm dabei grauen, und es wäre ihm wohl; er könnte sich mit ihnen in den Schauder der von Menschen-

hand fast unberührten Urnatur hineinträumen, und dabei wäre es ihm wiederum wohl. Im Ameisenstaate der Zukunft gibt es nichts als unendliche, unerbittliche, kriechende, unmenschliche Langweile inmitten eines allgemeinen, kunstlosen, naturlosen, gedankenlosen, qualvollen Wohlstandes, falls das Wohlstand ist, was man heute Wohlstand zu nennen pflegt. Und es wird sich der Decadent stolz sagen können: Auch darin habe ich recht gehabt, dass ich genießen wollte, solange es Zeit dazu war, dass ich um die Zukunft nicht sorgte, dessen gewiss, dass die Zukunft nur den Einbruch der Barbarei herbeiführen wird. Ich wusste nicht, ich glaubte nicht, dass ich genau recht hatte; von der Barbarei der Zukunft redete ich und schwärmte ich ohne eigentlichen Glauben, nur um paradox zu sein, oder höchstens um mir die Wollust eines gelinden Gruselns zu verschaffen. Die thatkräftigen Leute meines Geschlechtes haben aber richtig eine jammervolle Barbarei herbeigeschafft; ich bin ein wahrer Prophet gewesen, und ich habe recht gehabt, mich fleißig und wählerisch zu amüsieren, solange es noch weltgeschichtlich möglich war. Jetzt ist es aus; jetzt kann man sich nur zutode langweilen!

Um die Langweile doch zu verscheuchen, wird sich der Decadent vielleicht auf einen meilenlangen Haufen von Detritus setzen, welcher in jener gesegneten Culturperiode unsere Getreidefluren vertreten wird, eine Zeitlang zusehen, wie die Sträflinge — wir wollten sagen die Bürger des Wohlstandsstaates Nahrung unmittelbar aus den anorganischen Stoffen jenes Haufens auf die denkbar billigste Weise chemisch producieren, und dann sich eine neue greulich-wollüstige Prophezeiung über die Zukunft jener Menschen vordichten. Dazu wird er sich ja qualificiert fühlen, da er einmal schon, ohne es recht voraus gewusst zu haben, sich als ein wahrer Seher erwiesen hat.

Seine Phantasie wird das neue Zukunftsbild so düster als möglich ausmalen, er wird Gefallen an der Schwarzmalerei finden, er wird aber nicht umhin können, diesmal an die Wahrheit seiner Vorhersagungen zu glauben; es wird ihm vorkommen, als ob die Vernunft nur ebendiese Deutung der Zukunft zulasse. Es wird ihm scheinen, dass es nicht anders kommen kann, dass die kleinlichen Halbmenschen immer tiefer auf dem Geleise des niedersten Egoismus herabgleiten müssen; sie werden einzeln alles Mögliche ersinnen, um der lästigen Pflicht zur einförmigen Arbeit zu entweichen. Arbeiten wird man nur, gezwungen durch die Macht einer despotischen Regierung, und diejenigen, welche die Regierungsgewalt in der Hand haben werden, werden selbst auf derselben moralischen und intellectuellen sehr niedrigen Stufe stehen

wie ihre Untergebenen; jedes Gemeinsinnes bar, werden sie ihre Macht bloß zu eigennützigen Zwecken gebrauchen und natürlich zu Tyrannen werden, ohne imstande zu sein, solidarisch ihre Herrschaft gegen Angriffe zu schützen und im Nothfalle einen tapferen Widerstand zu leisten. Selbst die schwächlichen Angriffe der den Tod vor allen anderen Dingen scheuenden Menge der Zukunftsmenschlein werden genügen, um die Bande der Regierung immer mehr aufzulösen; einen zur Arbeit zwingenden Despotismus wird es in Wahrheit nicht geben. Der Erfindungsgeist wird bei dem intellectuell degenerierten Geschlechte abhanden kommen; allmählich wird ein faules Elend herankriechen. Nur darin werden die Menschen findig sein, dass sie jeder Pflicht ausweichen werden.

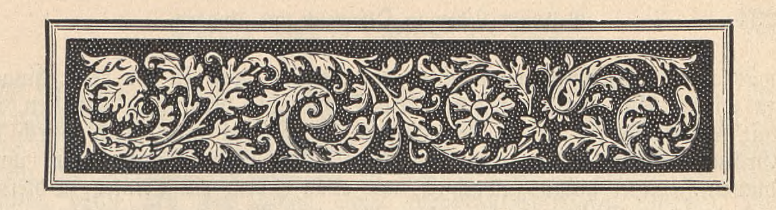
In einer jeder moralischen und religiösen Sanction entbehrenden Gesellschaft wird die Ehe längst unbekannt sein; selbst eine Liebe, wie sie des Menschen würdig ist, wird zu einer unerhörten Sache geworden sein; nur dem gröbsten geschlechtlichen Genusse wird man nachjagen und sich dabei mühen, dass man dem mit der Kindererzeugung verbundenen Ungemache aus dem Wege gehe. Der Decadent wird vielleicht seine krankhafte Phantasie an Details à la Mantegazza weiden und sich die ekelhaften Mittel, die man gebrauchen wird, um zu genießen, doch nicht zu zeugen, ausführlich ausmalen. Hier können wir ihm natürlich nicht folgen angesichts der leider noch immer nicht völlig zerstörten sittlichen Vorurtheile unseres lesenden Publicums. Aber das großartige Schlussbild, das er sich vordichten wird, hat vieles gemein mit berühmten modernen Schaudergedichten. Eine wüste, erschöpfte, allen Schmuckes beraubte Erde wird die letzten Überbleibsel eines aussterbenden Menschengeschlechtes tragen. Die Evolution des Lebens auf unserem Planeten wird ihrem Ende nahen. Der Mensch wird alle höhere organische Existenz zerstört haben, und jetzt wird er selbst seinem Schicksal entgegenlaufen, noch lange bevor der Planet durch Kälte erstarrt; nicht kosmische — geistige Ursachen werden das Weltende herbeiführen. Der Mensch wird sich mit frevelhafter Hand sämmtlicher edleren Fähigkeiten entäußert haben; auf die sinnliche Erfahrung und sinnliche Begierde allein angewiesen, wird er zu einer findigen Heuschrecke geworden sein, welche den ganzen Erdball devastiert haben wird. Am Ende werden nur einzelne Horden von lüsternen, elenden Halbmenschen auf dem großen, von ihren Vorfahren geschaffenen Schutthaufen herumirren und die Trümmer alter Fabriken angaffen. Der Himmel wird über ihrem Kopfe wieder heiter geworden sein; der Rauch

der Hochöfen wird zur Vergangenheit gehören, aber die Erde, die von ihren Ahnen getödtete Gebärmutter, wird vieler Jahrtausende bedürfen, um ein Pflanzen- und Thierleben in einstiger Fülle hervorzubringen; dem neu verwilderten Menschen wird die Natur keinen Reichthum bieten, der Mensch wird für den Menschen zum einzigen Wild werden. Bei einem Thyestesmahle wird der letzte verenden.

Ja, das sind Grillen. Dazu wird es nicht kommen; alles Edle im Menschen wird sich nicht austilgen lassen. Ungeachtet aller Anstrengungen, den Menschen nur der sinnlichen Erkenntnis und dem sinnlichen Genusse zuzuwenden, wird es noch immer Heilige und Helden, Dichter und Denker geben. Sie werden das Ideal des ausschließlichen Industrialismus in seiner Verwirklichung beizeiten zu hintertreiben wissen. Der Mensch bleibt Mensch, die Menschheit bleibt Menschheit, ihres Schmuckes wird sie die Erde nicht berauben, und es naht die Zeit, wo unsere Nachkommen den Wert unseres Zeitalters darein setzen werden, dass seine Erfindungen dem Menschen es möglich gemacht haben, die Sorgen um den Lebensunterhalt so sehr zu beschränken, dass allen die Muße bleibt, dem höheren Genusse des geistigen Lebens zu dienen.

An der Menschheit darf niemand verzweifeln, doch ist es nicht gleichgiltig, wenn ein schwerer intellectueller Fehler bei einem Volke oder gar bei der am meisten vorgeschrittenen Völkergruppe sich einlebt. Unberechenbaren Schaden kann er anrichten, eine Culturkrisis hervorrufen, einzelne Völker kann er sogar zugrunde richten. Solch ein intellectuelles Verbrechen ist es, wenn wir die Erzeugung von sinnlichen Reichthümern als obersten Selbstzweck bezeichnen, nur diejenigen Wissenschaften preisen wollen, welche sinnlichen Fertigkeiten dienstbar werden können, und das Höchste im Menschen als etwas Überflüssiges, ja Störendes betrachten. Dazu hat unser Jahrhundert eine bedenkliche Neigung. Es soll gewarnt werden!





Geistiges Leben in Österreich und Ungarn.

Zur schönen Literatur Kärntens.

„Wetterleuchten.“ Erzählungen aus den Bergen von Anton Gitschthaler. Verlag von Gebrüder Gitschthaler, Villach 1895. — „Der Waldfluch.“ Volksstück in 4 Acten von demselben. Im Selbstverlage des Verfassers, 1892. — „Die Erzählung des Werkherrn.“ Von Ernst Rauscher. E. Piersons Verlag, Dresden, Leipzig und Wien 1896.

Je mehr wir durch die alles ausgleichende Allerweltscultur an unseren nationalen und selbst provinzialen Eigenheiten verlieren, desto mehr müssen auch die poetischen Werke der einzelnen Völker einander ähnlich werden und von der ursprünglichen Kraft, welche in dem Boden der Heimat wurzelt, sich entfernen. Das ist ja in Bezug auf die allgemeine menschliche Cultur, deren Ideal nur darin bestehen kann, die ganze Menschheit des Erdballes durch gemeinsame Sitte, gemeinsame Anschauungen über Rechte und Pflichten unseres Daseins zu verbrüdern, gewiss ein Fortschritt; aber in Bezug auf die individuellen Kräfte, die in jeder Nation und innerhalb derselben in jeder Landschaft schlummern, kann man sich bei Betrachtung dieses Werdens doch nicht einer wehmüthigen Empfindung erwehren. Die Mehrzahl der modernen Dichter, wenn sie auch oft die Erde nicht verleugnen können, auf welcher sie stehen, und den Himmel nicht, der sich über ihnen wölbt, sind heimatlos. Mundart und Ortsnamen allein geben noch keine Heimat. Und manche haben in dem Bewusstsein des Mangels, dass ihnen im Herzen nicht die Heimat lebt, sich eine künstliche gemacht, indem sie sich auf irgendeinen entlegenen, bildungsfernen Landwinkel warfen, welcher ihren Erzählungen den beständigen Schauplatz abgeben muss. Andere wieder wurzeln zwar mit ihrem Talente in der Heimat, aber ihr Gesichtskreis ist ein so beschränkter, dass ihren poetischen Äußerungen, mögen sie an und für sich ganz treffliche sein, doch kein größerer Wert innewohnt, als die kleine Welt einer befreundeten Tischgesellschaft anmuthig zu unterhalten. Wenigen ist es vergönnt, ein Etwas innerlich zu besitzen,

was nur die Heimat geben kann, und dennoch weit in die Welt hinaus zu wirken. Und wir könnten uns kein Dichterglück herrlicher vorstellen, als mit seinen Werken tief in der Heimat zu wurzeln und doch durch die Größe der Gedanken und die Kraft der Empfindung über ihren blauen Himmel hinauszuwachsen, wie etwa Gilm ein Tiroler zu bleiben und doch ein Dichter zu sein, dem die ganze Welt mit Entzücken lauscht, und so im Sinnbilde an sich selbst jenen Übergang von der alten patriarchalischen Dichtung, welche in der Heimat allein gegründet ist, zur Weltpoesie zu zeigen.

Etwas von der ursprünglichen Frische der heimatlichen Welt und dem Zuge ins Weite spürt man bei einem der talentvollsten Dichter des jungen Kärntens, bei Anton Gitschthaler. Wir wollen ihn nicht preisen, wie man heute Dichter preist, wenn sie ihr 70. Geburtsfest feiern. Dazu ist er gottlob noch vielzu jung, und einen Werdenden, der einst ein Reifer zu sein verspricht, begrüßt man nur; das Preisen überläst man der Zukunft. Wir wollen im Folgenden nur versuchen, die Physiognomie dieses Dichters, soweit sie bis heute sich kenntlich macht, zu charakterisieren. Aber ein Bedenken stieg uns dabei auf. Es ist vielleicht für einen jungen Dichter nicht vortheilhaft, wenn der Kritiker den unbewusst schaffenden Kräften in der Seele des Poeten nachspürt und dabei manches gewissermaßen gesetzmäßig Vorsichgehende herausfindet und beleuchtet — deshalb nicht, weil ein junges, in seiner ursprünglichen Energie noch unverdorbenes Gemüth vielleicht allzu früh dahin kommt, wohin leider oft zum großen Schaden jedes Talent am Ende gelangt: vom unbewussten Schaffen nach der Selbsterkenntnis zum bewussten Schaffen und von der inneren geheimen Triebkraft zu einer angebildeten Kunstlehre, welche den eigenen erkannten Seelenkräften angepasst wird. Aber einerseits wird echte, starke Begabung aus jeder ernst gemeinten Kritik Förderung ziehen, ohne sich beirren zu lassen, andererseits soll ja ein junges aufstrebendes Talent nicht bloß „dem Engeren", sondern auch „dem Weiteren" bekannt werden.

Wenn wir im Hinblick auf Gitschthaler es für den Dichter als eine besondere Himmelsgabe priesen, tief in der Heimat zu wurzeln, so möchten wir nicht, dass man ihn bloß als einen heimatlichen, als einen Kärtner Dichter beurtheile. Aber man merkt an ihm, dass ihn eine sichere, greifbare Welt umgibt, dass in seinem Gemüthe der Himmel seiner Heimat, ihre hochragenden Berge sich spiegeln, und das kann nicht genug geschätzt werden. Ihm strömt die Poesie aus dem ewig quellenden Leben, und die Welt der Heimat, die in seinem Innersten wirksam ist, bewahrte ihn vor der Welt der Bücher, welche heute für so viele Dichter die einzige Quelle ihrer Phantasien sind. Und wenn er auch lange noch nicht das erreicht hat, was ihm selbst halb bewusst, halb unbewusst vorschweben mag, so macht ihn doch das eine vor vielen anderen zum echten Dichter, aus seiner eigenen Seele geschöpft zu haben.

Eine harte Schule des Lebens, die trefflichste Lehrerin des werdenden Dichters, ist ihm nicht erspart geblieben. Sein Entwicklungsgang

zeigt uns ein Gemüth, welches in dämmernden Empfindungen, in unverstandener Sehnsucht nach den Höhen des Menschenthumes hinstrebt und nach mancherlei Herumtasten plötzlich wie im Traume vor dem Wege sich sieht, den es so lange in süßen Schmerzen gesucht hat. Im Jahre 1868 als der Sohn eines Realschulprofessors geboren, auf welchem die Sorge um eine große Familie lastete, waren die Tage seiner Kindheit nicht gar goldene. Nur wenige Jahre besuchte er das Gymnasium und kam sodann zu verschiedenen Handwerkern in die Lehre; aber nirgends hielt er lange aus, verabschiedete sich oder gieng einfach durch. Um ihn doch zu etwas Rechtem zu machen, ließ ihn die Mutter zuletzt nach mancherlei vergeblichen Versuchen die Gärtnerei erlernen und beschäftigte ihn auf einem kleinen Gute, das sie in der Nähe von Villach besaß. Zu dieser Zeit scheint der Drang nach Wissen und nach Ausbildung des Geistes in ihm wach geworden zu sein. Der Vater, der als Student mehrere Universitäten besucht hatte, unterrichtete in den freien Stunden den Sohn, und auch die älteste Schwester, eine Lehrerin, nahm sich des Bruders an und führte ihn in jene Welt ein, welche den bedeutendsten Einfluss auf seinen Geist ausübte. Damals las er die deutschen Classiker, dann Rosegger, Heyse, Dahn und Hamerling, welche, so verschieden auch ihre Ideenwelt war, doch alle mächtig auf seine junge Seele wirkten. So war er in dieser merkwürdigen Schule zwanzig Jahre alt geworden. Dann kam er nach Graz. Wann er zum erstenmale den Drang in sich fühlte, selbst zu schaffen, ist uns leider unbekannt. Es scheint, dass die ersten Versuche während seines Grazer Aufenthaltes entstanden; jedenfalls wurde er sich in dieser Zeit seines dichterischen Triebes bewusst. Vor allem zog ihn die Ballade an. Und eines Tages begab er sich zu Rosegger, um ihm eines seiner Gedichte zu zeigen und ein Urtheil von ihm zu erfahren. Rosegger schien nicht viel Zeit oder Lust zu haben, das ihm Vorgelegte zu prüfen, und bat, ihm ein kurzes Gedicht vorzulesen. Die Probe gefiel, und im Frühjahr 1889 publicierte Rosegger das Gedicht in seinem „Heimgarten". Im Herbste 1889 rückte der junge Dichter zum 84. Infanterieregimente nach Wien ein. Das Militärleben behagte ihm nicht, und schon nach einem Jahre musste er wegen eines ausgebrochenen Herzleidens dauernd beurlaubt werden. Vor seiner Beurlaubung befand er sich lange Zeit im Garnisonsspitale. Da las er Goethe, Schiller und Shakespeare und zum erstenmale Scheffel und schrieb seine ersten Erzählungen, welche die „Deutsche allgemeine Zeitung" in Villach veröffentlichte. Dann kehrte er nach Hause zurück. Unter der Leitung des Vaters bildete er sich weiter aus, schrieb sein Volksstück „Der Waldfluch", das im folgenden Jahre mit durchschlagendem Erfolge in Villach aufgeführt wurde. Der Beruf des Dichters stand nun klar vor ihm. Einige Jahre später gab er mit seinen Brüdern, von denen der ältere Buchdrucker ist, der jüngere sich bei den „Freien Stimmen" in Klagenfurt für das Zeitungswesen ausgebildet hatte, die Halbmonatsschrift „Jung-Kärnten" heraus, welche nach dreijährigem Erscheinen infolge der geringen Antheilnahme, die sie fand, leider im verwichenen Jahre eingestellt werden musste.

In dieser Zeitschrift erschien von ihm eine größere Reihe von Erzählungen, welche zum Theile in der Sammlung „Wetterleuchten" abgedruckt sind.

Der Titel der Novellensammlung, so jugendlich er uns anmuthen mag, ist immerhin charakteristisch genug. Das Leidenschaftliche, das starke Empfinden, die tragischen Conflicte des menschlichen Daseins, welche bis zur wahnsinnigen Selbstvernichtung führen, zu schildern, darin sucht seine poetische Kraft die liebste künstlerische Befriedigung. Und doch fehlt ihm nicht die feinste Empfänglichkeit für die tieferen, geheimeren Regungen des menschlichen Gemüthslebens, und dass ihm auch ein natürlicher, ungesuchter Humor zur Verfügung steht, das beweist seine reizende Erzählung „Das fremde Diandl".

Und worin ist nun das zu finden, was seinen Erzählungen den Charakter einer naiven, gesunden und natürlichen Begabung aufprägt?

Vor allem: wir haben eine ungeheure Zahl von Erzählern. Aber wie wenigen von ihnen ist es wirklich verliehen, auch erzählen zu können. Den meisten ist diese Kunst eben nichts anderes als eine oft schlecht erlernte Technik, durch deren Kenntnis sie Ware auf den Markt bringen. Sie schreiben um des lieben Geldes willen, sie würdigen die erhabene Kunst zu der fabriksmäßigen und nicht immer reellen Verwertung der herrlichen, göttlichen Kräfte herab, welche in das Herz des Menschen gelegt sind; sie haben die Kunst in den allgemeinen Concurrenzkampf um das tägliche Brot heruntergezogen und den heiligen Namen des Dichters entweiht. Und selten begegnet uns einer, der die Erzählung um der Erzählung willen liebt, dem diese Kunst aus der Seele wächst wie der Baum aus der Mutter Erde. Daher das quälende Suchen nach Stoffen, die Verbrämung althergebrachter Motive mit modernen Gedanken, die sie nicht aus ihrem Innern, sondern aus den Spalten der Tagesblätter holen, das Unwahre und Seichte, Gemeine und Alltägliche. Wir dürfen nicht die einzelnen Erzählungen Gitschthalers als Meisterwerke hinstellen, aber das fühlt man aus jeder heraus: hier ist einer, der aus sich selber schöpft, der, wenn er eine Erzählung niederschreibt, zehn andere im Kopfe trägt, und der einer jeden so manchen Tropfen seines Herzblutes gespendet hat.

Und dann: aus allen leuchtet ein goldenes, echtes Künstlergemüth hervor. Mitten in dem Flusse der Erzählung blitzt auf einmal ein Gedanke auf, der nur in der Seele eines echten Dichters verborgen liegen kann. Um bloß ein Beispiel zu nennen: in der Erzählung „Im Rathe Gottes" findet ein altes, armes, dem Sterben nahes Weib, das alle Qualen des Lebens, alle Ungerechtigkeiten und Enttäuschungen desselben erlitten hatte, und das von allen verstoßen wurde, Erbarmen bei einem Kinde. „Knabe," sagt sie, „es sollt' grad der Becher voll werden von all den Leiden, da kommt ein Kind und thut mir was Guts aus purem Erbarmen — und man kann die Welt nicht einmal verfluchen, weil einem in ihr so was begegnet."

Unter den Erzählungen, welche der Band vereinigt, sind einige, wie „Am Ostersonntage", „Im Lichte des Mondes", etwas zu skizzen-

haft gehalten. Sie wirken wie schnell verpuffte Tragik von Einactern, in denen dasjenige, was uns am meisten interessieren würde, die seelische Entwicklung des Conflictes, allzu rasch abgethan wird. Doch entbehren auch diese nicht der poetischen Empfindung und des tiefen Griffes in die von Leidenschaften gequälte Brust des Menschen. In der Naturschilderung, besonders des ersten Stückes, glaubt man die Schule Scheffels zu erkennen: alterthümelnde Sprache, Durchdringung der mitunter wohl zu poetischen Schilderung mit Gemüth und Gedanken und das charakteristische Bild, Vorgänge der leblosen Natur mit Gefühlen und Handlungen der Menschen zu vergleichen. Z. B. sagt er von einer Quelle: „die ihre mit Moos übersponnene Rinne fortgerissen und in den See getragen wie ein Mann, der seinen vorgezeichneten Lebenslauf verwirft." Oder er gebraucht seltsam kühne Bilder. Von einem See, der nun vom Eise befreit ist, sagt er: „Er konnte seiner Amme wieder ein Spiegel sein." Von manchem derartigen Vergleiche wird man überrascht; aber wir glauben, dass Gitschthaler wie so manches seiner Vorbilder in der Naturschilderung öfters zu weit geht. Es ist ja alles recht schön und gewiss auch empfunden, doch den Leser möchten wir kennen, der jemals durch solche Naturschilderungen nur etwas in seinem Gemüthe wäre sinnlich erregt worden. Möchten endlich die Dichter fühlen lernen, dass eine derartige Schilderung der Natur, namentlich ihrer Farben, die sie so reich verschwendet, niemals mit sinnlicher Kraft zu wirken vermag, dass sie auch keine Gefühle in uns erregt, und dass die Gedanken, welche durch die Bilder erweckt werden sollen, gerade von der Schilderung selbst abführen, indem sie das Sinnliche und Übersinnliche toll durcheinander mengen. Wenn Gitschthaler einmal von der „Begeisterung der Thautropfen" spricht, so liest man das wohl mit den Augen, aber poetische Kraft liegt in dem überschwenglichen Gedanken nicht. Also keine Naturschilderung? Als ob ein echter Dichter ohne Empfindung, ohne Auge für die Natur wäre! Und auch Gitschthaler, dessen Gemüth so innig in der Naturempfindung wurzelt, weiß uns, wo er ganz aus sich selber schöpft und nicht in alten Geleisen sich befindet, das herrliche, reine und tiefe Gefühl, mit dem die Natur sich unserem Innern angleicht, zu erwecken.

Eine Perle novellistischer Kunst ist „Eva". Es ist das seit Goethe so oft behandelte Motiv des Mannes von fünfzig Jahren in neuer Variante. Ein Naturforscher kommt nach Mies, um die Schlangen dieser Gegend seinem Studium zu unterwerfen. Auf dem Marsche nach dem Ziele der Wanderung lernt er seinen Wirt und dessen Tochter Eva kennen, ein schönes, leidenschaftliches Mädchen, dem eine unglückliche Liebe das ungemein reiche Gemüth vollständig verwirrt hatte. Sie hat die Gabe, jedem Manne, der ihr begegnet, zum Schicksal werden zu können, ohne es zu wollen, und sie wird es auch für den gelehrten Professor, der in der Natur bisher alles gründlich studiert hatte, nur nicht die Seele eines Weibes. Es ist mit bewundernswerter Feinheit und Tiefe des poetischen Empfindens geschildert, wie auf einmal dieser Mann, der in den Jahren, wo man am leichtesten sich entflammt, nichts für ein Weib fühlen

konnte, nun als Fünfziger von der zerwühlenden Gewalt der Liebe erfasst wird. Mit einer Kunst, die allein dem Berufenen zugebote steht, wird sein Naturforscherinteresse, das ihn nach Mies geführt hatte, zum Mittel gemacht, die tragischen Keime in der Erzählung zur furchtbaren Reife zu bringen. Eva, von allen Männern, die ihr begegnen, begehrt, hat nur auf einen Mann nicht die Wirkung der Liebe gehabt, auf den Führer Roland, der sie hasst wie den Tod. Und dieser Mann, den sie vielleicht gerade wegen seines Widerstandes mit einer so großen, leidenschaftlichen Kraft ihrer Seele liebt, soll nun mit einem anderen Mädchen Hochzeit halten. Roland führt den Professor in der Nacht nach jenem Platze im Walde, wo die meisten Schlangen sich aufzuhalten pflegen. Die Scene des nächtlichen Schlangenfanges ist von unheimlicher, lebendiger Anschaulichkeit. Aber das ganze Denken des Professors, selbst sein naturwissenschaftliches Studium ist von seiner Leidenschaft zu dem Mädchen beherrscht, so dass er sogar eine ganz besonders schöne, aber höchst giftige Schlange nach ihrem Namen benennt. Endlich öffnet er Eva sein Herz. Sie weist ihn natürlich ab. Das war am Vorabende des Hochzeitsfestes von Roland. Verwirrt und vom tiefsten Schmerze ergriffen, sucht der Professor Trost in der einsamen Natur. Aber während seiner Abwesenheit schickt Eva jene schöne Schlange, die sie sich vom Professor hatte schenken lassen, mit Hochzeitsangebinden der Braut Rolands in der Absicht, dass das arme Mädchen durch die Schlange den Tod finde. Doch nicht sie, sondern Roland öffnet den Korb, und das Schreckliche geschieht: er wird von der wüthenden Schlange gebissen und geht elend zugrunde. Eva fährt in den See hinaus und macht ihrem Leben ein gewaltsames Ende.

Mehr als diese Inhaltsangabe bieten kann, gibt die Geschichte selbst. Leidenschaft, Glut der Empfindung, feine seelische Entwicklung und echte Kunst des Erzählens zeichnen sie aus. Sie zeigt uns den jungen Dichter in deutlicher Charakteristik seiner Kräfte und Neigungen: das Tragische mit reicher Phantasie aus den Tiefen des menschlichen Herzens aufzugreifen und bis zur schwindelnden, sinnverwirrenden Höhe, von welcher die Seele in den Abgrund der Selbstvernichtung jäh herunterstürzt, emporzutragen.

Schildert uns der Dichter in „Eva“ die Leidenschaft der Liebe, welche selbst den Geliebten, wenn auch ohne Willen vernichtet, so entwirft er in „Verurtheilt“ ein Gemälde von der Leidenschaft des Hasses, welche freilich wieder eine unglückliche Liebe zur Grundlage hat. Und wieder ist es die Seele eines Weibes, deren Inneres er uns aufthut. Der Stoff hat etwas von der Welt Ibsens. Nur dass die Tragik nicht innerlich, im Reiche des Gedankens ihren Abschluss findet, sondern ebenfalls wie in „Eva“ bis zum Wahnsinne des Verbrechens emporsteigt. Eine Försterstochter, welche einen Maler liebt, bei dem sie Gegenliebe fand, wurde von ihrem Vater an einen reichen, vornehmen, übrigens edlen Mann ordentlich verkauft. Sie hasst ihren Gatten. Dem Erzähler gelingt es, mit großer Kunst einen Einblick in dieses verbitterte, leidenschaftliche Frauenherz zu gewähren. Ihre Tragik endet im

Gerichtssaale. Auf die Nachricht hin, dass sich ihr Liebster, von dem sie ewig getrennt sein sollte, erschossen hat, steigert sich ihr Hass gegen den gesetzlichen Gatten so sehr, dass sie ihn ermordet. Sie wird als Wahnsinnige aus dem Gerichtssaale weggeführt.

Diese Erzählung hat mit der sonstigen Neigung des Dichters, etwas wie Dorfgeschichten zu schreiben, nur mehr den Waldboden gemein, auf welchem sie spielt. Sie wächst ebenso durch ihren Stoff wie durch die Gedanken über die engere Welt des Dorfes hinaus. Auch zeigt sie den Dichter vor allem von der Seite des Künstlers. Derartige Geschichten, mit deren Helden ein Dichter nicht sympathisieren kann, schreibt man nur des psychologischen Interesses halber. Bei solchen Erzählungen, in denen der Dichter objectiv zu sein versucht, da er nur das Thatsächliche schildern will, steht er selbst im Vordergrunde der Beurtheilung. Denn hier handelt es sich nicht darum, ob uns der Inhalt befriedigt, sondern ob uns die Kunst der seelischen Analyse eine ästhetische Befriedigung gewährt. Von diesem Punkte aus müssen wir zu einer gerechten Wertschätzung des Werkes zu gelangen suchen. Und auch da können wir sagen, dass sich uns Gitschthaler als ein Talent von großen Gaben manifestiert. Bei allem Gräslichen und Starken haben wir doch nicht die unangenehme Empfindung, dass hier nur des Effectes halber geschrieben wird. Alles entwickelt sich aus einem reichen Gemüthe, aus einer lebendig zeugenden Phantasie, die wohl mit jugendlichem Stürmen manchmal zu weit geht, aber nie ihren Ursprung, eine naiv schaffende Natur, verleugnet. Drei Bilder dieser Erzählung mögen ebenfalls zur Charakteristik des Dichters benützt werden; denn vor allem zeigt sich ja im Bilde, dem Grundelemente des poetischen Empfindens, die intuitive Kraft des Künstlers. Und da begegnen wir wieder der Vorliebe, für Vorgänge und Zustände in der außerhalb des Menschen befindlichen Natur Vergleiche aus dem menschlichen Leben selbst zu nehmen, also einem reflectierenden Anschauen. „Große Äste und entwurzelte Bäume, die sich wieder in den Ästen anderer wie ein Sterbender in den Armen seiner Freunde gefangen hatten." — „Duftiger Geruch von Harz, Moos und Blumen, die am Tage wohl in bunten Farben die Halde bedecken mochten, während jetzt im tiefen Abend nur die weißen unter ihnen wie reine Charaktere aus dunklen Zeiten einer Generation hervorleuchten, erfüllte die Luft ringsum." — „Aber die Sonne machte ihr Licht (das der Kerzen) erblassen wie eine gewaltige Liebe den Schimmer des Goldes." Solche Bilder sind wie die Keimansätze eines lyrischen Gedichtes. Sie zeigen uns auch die Durchbringung des Geschauten mit den Vibrationen einer edel und schön empfindenden Seele.

Eine ergreifende Scene schildert uns die kurze Erzählung „Edelrauten". Der Dichter trifft eine Mutter an, die ihren todten Knaben, der beim Pflücken von Edelrauten verunglückte, im Schoße hält und ihren Verlust rührend beklagt. Eine Stelle wäre zu tadeln. Der Dichter schläft ein, und wirre Träume gehen durch seinen Kopf. „Gentianenblaue Kinderaugen, goldene Rauten, über tiefen Abgründen erblühend, welche Thauthränlein weinten wie Blut so roth. Dies und

Ähnliches schwebte mir vor." Entweder hätte der Dichter den letzten Satz streichen sollen, und solches hätte den phantastischen Träumen nicht geschadet, oder er hätte uns eben sagen müssen, was ihm vorschwebte. Wenn auch der Dichter nicht ganz unserer Phantasie vorgreifen darf, so können ihm unmöglich Träume geschenkt werden, von denen er nur sagt, dass sie ihm ähnlich den früheren vorschwebten. Es scheint dem Dichter zum Schlusse die Wendung nicht leicht geworden zu sein. Die eigentliche Erzählung, die ihn reizte, war ja fertig. Und doch fand er am Ende einen schönen, lyrisch abschließenden Gedanken.

Die Erzählungen „Im Rathe Gottes", „Vom Gretchen" und das Märchen „Seezauber" geben Zeugnis von der Gemüthstiefe des jungen Dichters. Mit nur realistischer Auffassung des Inhaltes würde man denselben wohl nicht recht beikommen können. Der ideale Charakter des Knaben in der ersten Novelle ist zu unglaublich, als dass man die Erzählung bloß als poetischen Bericht eines Thatsächlichen hinnehmen dürfte. Eine gewisse Verwandtschaft des Stoffes mit der „Bettlerin von Locarno" ist unverkennbar. Aber eine tiefe Symbolik liegt in dieser Erzählung wie in den beiden anderen. Und will man diese kurz in Worte fassen, so kann man sagen: „Im Rathe Gottes" führt uns den Gegensatz zwischen der reinen, kindlichen und mildthätigen Menschenseele und dem vom Schuldbewusstsein eines Unrechtes gequälten Herzen vor, während uns das Märchen „Seezauber" den Kampf der sinnlichen und edelgeistigen Kräfte im Gemüthe des Menschen ahnen lässt. Große Schönheiten enthält die Erzählung „Vom Gretchen". Auch hier steht ein kindliches Gemüth dem rohen Unverständnis gegenüber. Und wie blind oft die Menschen für die edelsten Beweggründe einer guten Handlung sind, das wird uns mittelst einer echt poetischen Symbolik an dem Schicksale des treuen Hundes Caro gezeigt.

Dass ein Dichter, der das Leidenschaftliche so sehr liebt, dessen Erzählungen lebendige Handlungen enthalten, sich auch dem Drama zuwenden wird, ist leicht begreiflich. So hat denn auch Gitschthaler ein Drama geschrieben, „Waldfluch" betitelt. Wir müssen hierbei im Auge behalten, dass dieses Stück das theatralische Erstlingswerk des Dichters ist, und dass er es in dem Alter von 22 Jahren geschrieben hat. Und da müssen wir bei allen Mängeln, welche große Jugend und erster Versuch mit sich bringen, wohl sagen, dass es Zeugnis von einer eminenten dramatischen Befähigung gibt. Die Schule lässt sich darin nicht verkennen. Indessen ragt es durch die echte Empfindung, durch den wahrhaft volksthümlichen Stoff, durch die treffliche Charakteristik und den lebhaften Gang der Handlung weit über jene Bauerndramen empor, die noch immer in den alten Schablonen befangen sind. Zwar ist auch hier der Wald der Schauplatz der seelischen Kämpfe, aber gottlob, dass endlich einmal einer imstande ist, sich ein Volksstück aus den Bergen ohne Wilderer zu denken. Es ist ein hohes Lied auf den Wald und seine Menschen, die ihn pflegen, hüten und bewahren sollen. Von einem Speculanten, der übrigens ebenso wie sein Freund gar zu schurkisch geschildert ist, wird den Bauern einer unbestimmten Alpengegend der Wald abgekauft. Der Sohn des Bürger-

meisters und ein Bauer Lenz, der aus der philosophischen Schule des Wurzelsepp stammt, sind gegen den Verkauf. Die traurigen Folgen der Abholzung werden in crassen Bildern verkörpert. In der Mitte der Handlung steht die Liebe des Bürgermeisterssohnes zum Resele, welche nach den furchtbarsten Ereignissen über alles Elend und alle Tragik schließlich den Sieg davonträgt. Unser aufrichtigster Wunsch wäre, das Stück auf einer Wiener Bühne aufgeführt zu sehen; es ist echtes Dichterblut in ihm, und wer den Wald liebt und mit dem Volke noch zu fühlen vermag, der würde es verstehen und bewundern.

„Dass mein Herz für sonst nichts mehr fühln kann als wie für ihn, es ist nit mein Schuld, es liegt in der Natur, und die Natur bringt die Leidenschaft mit sich; der Wald mit seine Tannen und Lärchen, er krümmt sich vorn Gwitter wie ein Wurm, und soviel er sich bäumt und wehrt, der Wind und Blitz nimmt ihm doch die Kinder, die er sich nehmen will, und der Mensch mit sein Geist und seiner Kraft, er muss sich von seiner Leidenschaft leiten lassen, und wann das arme Herz aufschreit unter dem Druck, und wann der Geist die Last abschütteln will, es hilft ihm alles nichts, die Leidenschaft ist doch die Siegerin." So lässt der Dichter einmal das Resele im Stücke sprechen. Es ist das Glaubensbekenntnis seiner ganzen Dichtung. Und so wollen wir denn mit diesen Worten endlich von Gitschthaler Abschied nehmen. Kärnten hat in ihm einen echten Dichter, der zu den schönsten Erwartungen berechtigt, und hoffen wir, nicht nur Kärnten, sondern Österreich, und soweit die deutsche Sprache erklingt. Möge es dem Dichter vergönnt sein, sich zu entwickeln und sich zu bilden und das Schöne, das in ihm liegt, zur vollendeten Reife zu bringen! Möge ihm nur das Große und Edle vorschweben und er sich nicht durch einen frühen Erfolg verleiten lassen, um allzu irdischer und leider oft gezwungener Wünsche willen seinen Idealen von heute untreu zu werden! Möge er dessen eingedenk bleiben, dass Schriftsteller sein, wie es heute gar manche Leute sind, ein Handwerk von Mühen und Sorgen ist wie jedes andere, wenn es auch manchen gut nähren mag, dass aber Dichter sein ein heiliger, göttlicher Beruf ist, der sich nicht allzuviel an die Welt kehren darf! Möge auch er eine jener weißen Blumen sein, die selbst in der Nacht noch in ihrer hellen Farbe schimmern gleich reinen Charakteren, die aus dunklen Zeiten einer Generation hervorleuchten!

Ein Landsmann Gitschthalers, Ernst Rauscher, hat uns mit einer neuen Gabe seiner Muse beschenkt: „Die Erzählung des Werkherrn", welche zuerst in den „Dioskuren" erschienen ist. Rauscher ist uns und vor allem den Lesern dieser Revue kein Unbekannter mehr. Er hat sich schon vor Jahren mit Glück in der poetischen Novelle versucht und manches fein empfundene Gedicht geschrieben, und auch er findet sich unter den Mitarbeitern des von Gitschthaler herausgegebenen „Jung-Kärnten". Das neueste Werk des Dichters verarbeitet einen echt deutschen Stoff: die Sehnsucht einer deutschen Künstlerseele nach dem italienischen Himmel. Seit den Tagen der Germanenzüge

gegen Rom steckt uns diese Sehnsucht im Blute. Und wenn auch heute noch die Schönheit jenes Landes, sein Reichthum an den kostbarsten Früchten, die verschwenderische Fülle seiner Prachtbauten mit jener zauberhaften Gewalt uns locken, der sich schon unsere Vorfahren nicht entziehen konnten, so wurde dieses Land durch die unvergleichlichen Schätze an Werken der bildenden Kunst das immer wieder ersehnte Paradies des deutschen Künstlers. Selbst Dürer, einen der deutschesten, trieb es nach dem Süden, als sollte ihm dort das letzte Geheimnis seiner Kunst aufgehen. Und Goethe kehrte aus Italien mit einer seelischen Beute nach dem Norden zurück, dass man wirklich sagen kann, er hat die Kunst Italiens geistig erobert, wie einst der Germane das Land politisch erobert hat. Dann kamen die Romantiker mit ihren Künstler-Pilgerfahrten nach Rom und Scheffel, dessen „Trompeter von Säkkingen" diese Mischung der deutschen Heimatsliebe und der germanischen Freude an dem sonnigen Süden in so entzückender Weise zum Ausdrucke bringt. Fürwahr, es ließe sich eine ganze Entwicklungsgeschichte der deutschen Wanderzüge nach dem Süden im Leben und in der Poesie verfolgen.

In dieselbe Richtung gehört auch Rauschers „Erzählung des Werkherrn". Einem wandernden Maler erzählt der Werkherr von seiner Jugendliebe zur Malerei, seiner Wanderung nach Italien, die eine Flucht aus dem elterlichen Hause war, von seiner Enttäuschung und der vernichtenden Selbsterkenntnis, zu einem echten Jünger der Kunst nicht berufen zu sein, und wie er am Ende aus diesem Kampfe zwischen ästhetischen Neigungen und dem Drange, im Leben Gutes zu wirken, siegreich hervorgegangen sei: er findet Befriedigung in dem werkthätigen Leben und in dem Bewusstsein, dass das Höchste auf Erden das „Gutsein" sei, in dem ein ehrlich strebender Mensch auch außerhalb der Welt der künstlerischen Schönheit sein Glück erreiche. Er war einem Jugendfreunde nach dem ersehnten Lande gefolgt, der in jeder Beziehung ihm entgegengesetzt veranlagt ist; letzterer ist eine starke Künstlernatur, nicht zaghaft selbst im Ergreifen jener Gelegenheiten, das Leben in vollen Zügen zu trinken, welche ein weicher, mit feinen sittlichen Empfindungen ausgestatteter Mensch von sich weist. Die Erzählung ist einfach und ohne große Ereignisse. Freilich, die innere Tragik, die in solchen Naturen, als welche der Jüngling Werkherr geschildert wird, den ganzen Menschen vernichtet, geht wohl etwas zusehr ins Idyllisch-Philisterhafte aus; denn nicht jedem, welchem die unerwiderte Liebe zur Kunst am Herzen nagt, ist es vergönnt, im Handumdrehen ein vermögender Fabriksherr zu werden.

Mehr als der Inhalt interessiert uns die Form. Ist es an und für sich erfreulich, Dichter zu wissen, welche die Novelle in Versen pflegen, so ist es ganz besonders freudig zu begrüßen, wenn auch wieder einmal einer den Hexameter zu Ehren zu bringen sucht. Rauscher hat seine Erzählung in diesem Versmaße abgefasst, das leider in neuerer Zeit allzusehr an Ansehen verloren hat. Und doch bietet der Hexameter dem Erzähler alles, was ein Dichter von der poetischen Sprache verlangen kann, um zu wirken: Reichthum des Rhythmus, Mannigfaltigkeit,

Kraft und anmuthige Mischung des natürlichen Redeflusses mit dem Reize poetischer Klangmittel.

Rauscher hat den Hexameter so ziemlich in der Gewalt; aber in der Hoffnung, dem Dichter einen fördernden Wink zu geben, kann es nicht verschwiegen werden, dass er bei seinem Werke die Feile etwas wenig gebraucht hat. Denn Freiheiten wie „Kopf verneigend" als fünften und sechsten Fuß im Hexameter soll sich ein Dichter nicht erlauben. Das durchbricht sowohl die Gesetze des Metrums als die der Schönheit ohne künstlerischen Grund. Auch hinsichtlich der Sprache wäre mancherlei verbesserungsbedürftig. „Aufstützend die Hände den Armen des gothischen Lehnstuhls" ist ein Latinismus. Die Satzglieder sind manchmal derart frei gestellt, dass die ganze Periode undeutsch wird. Z. B.: „wie's angedroht mir streng ward." Einzelne Wörter sind kühne und unschöne Wagnisse: „Fichtengedickicht" oder „Nimmer desselben gedenk." Dialectisch ist: „auf alles vergessend." Das sind keine schulmeisterlichen Ausstellungen von wertlosem Belang. Der Dichter muss nicht nur ein Bildner der Sprache, sondern auch ein Hüter ihres Schatzes sein. In dieser Beziehung ist es ohnedies bei uns Deutschen etwas übel bestellt. Was man aber bei einem elenden Scribenten todtschweigt, weil man ihn selbst todtschweigt, das darf bei einem Dichter von der Bedeutung Rauschers nicht ungerügt gelassen werden. Bei einiger Selbstkritik wird es ihm gelingen, jene Mängel zu überwinden und uns mit reinen Gaben der Poesie, in denen Gedanke und Form sich decken, zu beschenken.

Wie der Dichter es verstanden hat, die Kraft und Schönheit des Hexameters zur Geltung zu bringen, soll folgende Stelle beweisen:

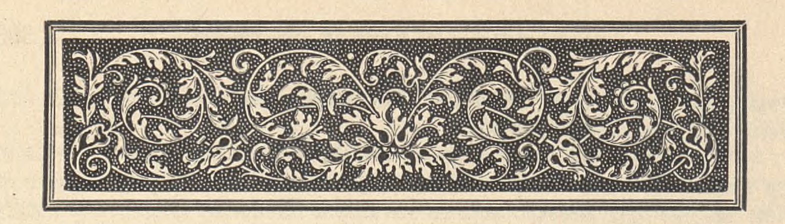
„Urplötzlich ein wirbelnder Windstoß
Trieb uns den Staub ins Gesicht — wir wandten geblendet uns rückwärts,
Bis sich die Wolke gelegt, und beschlossen verdrießlich die Heimkehr.
Da — ist es Donnergeroll in der Ferne? — von dumpfem Gepolter
Dröhnend erzittert der Boden, herwälzen sich weißliche Wogen
Staubes, und näher und näher erschallt es von stampfendem Hufschlag.
Sieh! Wildschnaubend und schäumend, mit flatternden Mähnen auf uns zu
Kommen zwei Pferde gestreckten Galopps — hinter sich die Carosse —
Rasenden Laufes gerannt! — Wohl müht sich der Kutscher, zurück sich
Stemmend, mit Hieben und Rufen die Stürmenden, reißend am Leitseil
Kräftig, zu bändigen und sie zum Stehen zu bringen — vergebens!
Toller nur jagen sie fort in gewaltigen Sätzen..."

Die schönen Schlussworte des Werkes mögen auch diese Zeilen schließen:

„Ruhen ist besser als Gehen, und Schlafen ist besser als Wachen,
Und der Tod ist das Beste von allem! — den dritten der Sätze
Lass' ich nicht gelten jedoch. Mag weltentfremdet und ruhmlos
Auch hinfließen das Leben: solange die Liebe es ausschmückt,
Wert ist's, gelebt und geliebt noch zu werden. — Das Höchste ist Gutsein!"

Wien. Camillo V. Susan.





Österreichisch-Ungarische Dichterhalle.

Da Habmoar.[1]

Von Friedrich Franz Scheirl.

Waidhofen a. d. Thaya.


's Lebn is a Müehsal,
Druckt Di so schwar,
Dass D' iewat[2] seufzst:
Wann 's aus do bald war!
Aber 's geht weida
Wier an öds Gjoad,[3]
Jahrl um Jahrl bringt
Load oan um Load.
's Schicksal, die Trud[4]
Mit da Seel wie von Erz,
Stoan legt 's um Stoan
An Menschen aufs Herz.
Und wann 's aft oan woaß,
Der a Gab hat für d' Freud
Und an Ungab fürn Wehdam,[5]
Dass er doppelt drum leidt,
Der wier a Kind
's Lachn und Woan
In oan Sackl beinand hat,
Den packt 's Da[6]) wie koan
So grob und so grausam:

---

[1]) In Salzburger Mundart. Der Maior, der Stärkste im Gau, der alle Gegner vom Gaue im Ringkampf warf; hier übertragen gebraucht. [2]) Manchmal. [3]) Gejaide, Jagd. [4]) Gespenstische Gestalt des Volksaberglaubens, die sich dem Schläfer wie ein erdrückender Alp auf die Brust legt. [5]) Das Wehthum, das Weh. [6]) Dir.

Erst stoanigt 's 'n gnue,
Aft deckt 's 'n mit Scholter
Obndrein zue.
Wollt's so oan segn?
Schaut's na grad her!
Auf meina Brust liegt
A stoanernes Meer.

❦

Aber i gib mi nit,
Na, nit, beileib,
Druckn a d' Stoan schier
D' Seel ausn Leib!
Schrein mag i wohl
Vor Wehdam und Grimm,
Mag sein, dass i 'n Flena[1]
A nit auskimm;
Dass i vor Herzload
An Kopf nied rnoag
Und nit oan Menschn
Die Augn mehr zoag.
Denn was mir z' Herzen geht —
I bin so a Gsell! —
Is mar a Himml
Oder a Höll.
Fix[2], und wann d' Höll
A no so viel brennt,
Wer moanat, i gib mi,
Hat mi nit kennt!

❦

Da Wehdam, das is
A großmächtiger Herr,
Das is wohl viel,
Aber nit mehr.
Alls is 's no lang nit
Und 's Oberste kam,[3]
Oftmals is 's nix
Als a schiechwilder Tram.
Hau, und mein Herz,
Das is Gott sei Dank
Von guetn Eltern:
Es rafft mit sein Krank![4])
Erst schmeißt[5]) da Trutz
Die Trud in an Eck

---

[1]) Weinen. [2]) Verkürzt aus: Crucifix. [3]) Kaum. [4]) Es rauft mit seiner Krankheit, seiner Schwäche. [5]) Wirft.

Und schreit ihr hintnach:
Du giltst mar an Dreck!
Du halswürgats[1]) Schicksal,
Bist a[2]) glei a Protz,
Lang no koan Habmoar,
Du thuest ma nix z'trotz!
Und Du, harber Wehdam,
Wannst moanst, Du bist alls,
Aft schneidst Di, Di krieg i
A no von Hals!
Drauf raffn s' mitnanda
Und springan si an,
Da Trutz und da Wehdam,
Stellt an ieda sein Man.
A Weil dahalt 's Herzload
Sein Prä[3]), und i gspür,
Dass 's ma d' Zahern[4]) in d' Augn treibt,
Bluetige schier!
Da Trutz aber leidt 's nit,
Bamt[5]) si wild auf,
Rafft, bis a obn is
Und bleibt obnauf.
Jetzt pfüet Di Gott, Wehdam!
Hörst, wier a singt,
Da Trutz sein Trutzgsangl
Wie an ieda,[6]) der gwingt?
Hui, und aft[7]) rührt si
Da Rand[8]) und die Schneid
Und gar a schon hoamli
Zun Juchazn d' Freud;[9])
Rührt si und hebt si
Und kriegt so a Gwalt,
Dass gach[10]) von mein Juchza
's Thal wiederhallt.
Hietza is gwunga,
Gwunga ganz, ganz,
Bin wieda der Alte,
Der lustige Franz!
's Herzei is frisch
Wie in Bachl d' Forell,
Mag lachn, mag singa,
D' Augn schaun so hell;
Und da is wie ehnda[11])

---

[1]) Halswürgendes. [2]) Auch. [3]) Behält, erhält die Oberhand. [4]) Zähren. [5]) Bäumt sich. [6]) Ein jeder. [7]) Dann. [8]) Stolz und Übermuth (helles a, geschärft). [9]) Die Freude zum Juchzen. [10]) Plötzlich. [11]) Früher.

Ja da spat und früeh
Zun Juchazn d' Freud,
Von alln Freudn die Blüeh;
Mit der mi da Herrgott
Begnadt hat als Kind,
Als Bue und als Man,
Dass s' mein Frischn vakündt;
Vakündt und dahalt,[1])
Kam, was und da wöll:[2])
So langst juchzst, findst an Himml
A mitt in da Höll.
Was Trud und was Wehdam?
A Heiter,[3]) wen 's keit![4])
Bei mir bleibt da Habmoar
Zun Juchazn d' Freud.



„Hm!"

Lustspiel in fünf Aufzügen von Wilhelm v. Wartenegg.

Wien. (Fortsetzung.)

Ninette.

So ahne — ahne!
Jetzt muss ich fort. Leb' wohl, und denke mein!
Doch schwörst Du je zu einer andern Fahne,
Soll meine Rache unaussprechlich sein.

Lourdeau.

Du sanfter Engel, geh nur still nach Haus!
Und wenn ich unsre Hochzeit auch verschiebe —

Ninette.

Dann kratze ich Dir so die Augen aus!
Du kennst mich ja und meine heiße Liebe.

(Ab durch die Mitte.)

Graf Altkirch tritt auf von links mit einem Brief in der Hand.

Altkirch.

Des Intendanten Tochter muss mich sprechen.
Ich soll sie hören dem Beaufort zulieb?
Ich kann nicht ganz verstehen, was sie schrieb,
Ein jeder Brief macht doch nur Kopfzerbrechen. —
He Schlingel!

---

[1]) Erhalte. [2]) Käme, was da wolle. [3]) Ein armer Tropf. [4]) Wen das kümmert.

Lourdeau
(beiseite).
Das bin ich!

Altkirch.
Nun, hörst Du nicht?

Lourdeau.
Ich höre zwar, dass der Herr Graf jetzt spricht,
Doch schau' ich nach dem Schlingel nutzlos um.

Altkirch.
Hör' mal, Lourdeau, Du bist entsetzlich dumm!

Lourdeau.
Wer? Ich, Herr Graf? Das muss ein Irrthum sein.

Altkirch.
Ich irre nie. Das Irren ist gemein.
Ich hab' die Menschen immer gleich durchschaut.
Wer brachte diesen Brief hier?

Lourdeau.
Meine Braut.

Altkirch.
Der Mensch hat eine Braut!

Lourdeau.
Gott sei's geklagt!

Altkirch.
Du hast mir nie davon etwas gesagt.

Lourdeau.
Am liebsten hätte ich es selbst vergessen,
Doch muss ich wohl ins hochzeitliche Bette.
Ein Kammerzöfchen, Herr, sie heißt Ninette,
Und auf die Heirat ist sie wie versessen!

Altkirch
(nachdenklich).
Das kommt wohl vor.

Lourdeau.
Ja, freilich kommt das vor!
Ein Diener tritt auf, im Hintergrunde die Thüre öffnend.

Diener
(meldend).
Die Damen von Fouquet und von Altor!

Altkirch.
Da sind sie schon! Nun geh, und führ' sie her!
Die armen Kinder dauern mich wohl sehr.

Lourdeau ist in das Vorzimmer geeilt. Adele und Placide treten ein. Die Thüren schließen sich wieder. Der Graf führt die Damen zu den Sitzen.

Adele.

Verzeiht, Herr Graf, dass wir zu Euch gekommen,
Doch kann das Unglück seine Schritte messen?
Wie viel das Schicksal grausam mir genommen,
Sagt Euch mein Brief.

Altkirch

(beiseite).

Den hab' ich nun vergessen.

(Laut.)

Ich weiß nicht recht —

Placide.

Der Graf verzeiht, ich wette,
Er sagt: Die Noth kennt keine Etiquette.

Altkirch.

Natürlich, freilich, was Ihr sagt, ist wahr.

(Für sich.)

Die drückt sich deutlich aus und spricht ganz klar.

Adele.

Wenn ich nun aus dem Kreise des Gewohnten,
Den nie die Schüchterne sonst überschritt,
Mich hergewendet hab' um Eure Hilfe,
So ist's, weil das, was heute ich erlitt,
Aus meiner Kindheit Träumen mich erweckte
Und plötzlich mir des Lebens Ernst entdeckte.
Im Strom des Glückes bin ich froh geschwommen,
Mir lächelte ein ewig heitrer Tag,
Da haben sie den Vater mir genommen,
Und alle Freuden bricht der eine Schlag.
So bin ich denn verwaist und hab' mit Thränen
Nach ihm gerufen, da er mir geraubt;
Doch nutzlos ist das Weinen und das Sehnen,
Es bringt nicht Hilfe seinem theuren Haupt,
Und einzusehn, der nütze nur, der handelt,
Hat das Geschick mich plötzlich umgewandelt.
So kam ich her und sie, die mir gerathen,
Dass ich mich wenden soll an Eure Huld,
Und in der Überzeugung, dass mein Vater
Sich rein erweisen wird und ohne Schuld.
Doch um den König sind nur, die ihn hassen,
Sie drängten ihn mit schlauem Eifer fort,
Wer erst beneidet, wird im Sturz verlassen,
Und keiner wagt für ihn ein schützend Wort.
Ihr aber seid als edel mir genannt,

Euch kann sein Fall nicht freuen und nicht nützen,
So leiht denn hilfreich Eure milde Hand,
Den Vater zu erretten und zu schützen!

Altkirch.

Das ist sehr traurig, doch —
(Zu Placide.)
Wie soll ich nur?

Placide.

Erlaubt mir, Herr, ich helf' Euch auf die Spur!
Wenn Ihr das thut, was wir von Euch verlangen,
So helft Ihr nicht nur uns, die Ihr kaum kennet,
Auch einer, dem Ihr Euch verpflichtet nennet,
Wird reichlich seinen Lohn dadurch empfangen.

Altkirch.

Ich? Wem verpflichtet?

Placide
(neckisch).
Still! Nicht unterbrechen!
Ich bin der Advocat, drum lasst mich sprechen!

Altkirch
(schmunzelnd).
Die ist verständlicher.

Placide.
Ich muss Euch fragen,
Als Ihr vom Schlosse Vaux zurückgefahren,
Was ist Euch da geschehn in Eurem Wagen?

Altkirch.

Mein Gott! Der Arm! Und der Beaufort!

Placide.

Nun seht!

Altkirch.

Längst drängt es mich, den Dank ihm abzutragen.

Placide.

Der kühne Held, der Retter in Gefahren!
Es heißt doch immer viel, sein Leben wagen?

Altkirch.

Ja, ja, gewiss, mein Kind, es will was sagen,
Nur den Zusammenhang versteh' ich nicht,
Wie eins hier aus dem andern sich ergibt!

Placide.

St! Hört mir zu: sein Vater hetzt den König,
Der Sohn jedoch ist in die hier verliebt!

Adele.

Placide!

Placide.

Ja, in die hier. Seht sie nur an,
Ob man sich eine Schönre wählen kann!
Und sie, sie liebt ihn wieder grenzenlos!

Adele.

Placide!

Placide.

Sei still! Ich sag' die Wahrheit bloß.
Sie nennt sich seine Braut — sag's doch heraus!

Altkirch.

Es ist heut' alles Braut bei mir im Haus.

Adele.

Was sollte ich die Wahrheit nicht gestehn?
Ich lieb' ihn heiß —

Placide.

Heiß, heiß! Da könnt Ihr's sehn!
Ihr weigert Euren Arm nicht solchem Werke,
Nicht wahr, Herr Graf?

Altkirch.

Ihr seid ein Schalk, ich merke,
Doch warum kommt er selber nicht?

Placide.

Wie wahr!
Am besten wär's, wenn er mit uns gegangen.
Doch ist er stolz und weigert sich wohl gar,
Für seinen Dienst Belohnung zu empfangen.

Adele.

Es geht der Mann g'radaus mit festem Schritte,
Des Weibes Übung war seit je die Bitte,
Denn es kann rühren und kann Nachsicht finden,
Der Mann will siegen und muss überwinden.
Drum, wenn Ihr sprechen wolltet mit Beaufort
Und mit dem König auch, wie Ihr es könnt,
Dass er mir selber gnädig leih' sein Ohr,
Dass mir vor ihm zu reden sei vergönnt
Und ich die Wahrheit vor dem Thron kann schildern,
So könnten wir des Vaters Schicksal mildern,
Ihm Hilfe in der Noth, ja Rettung geben
Und es Euch danken unser ganzes Leben.

Placide.

Und wenn Ihr es gewährt, so habt Ihr schon
Belohnt zugleich des Herzogs kühnen Sohn,
Uns sagt Ihr's zu, er wird gleich selber kommen,
Dann wird sein Dank dem unsern zugesellt.

Altkirch.

Er hat ja noch kein Wort von mir vernommen.

Placide.

Das macht nichts, denn — ich hab' ihn herbestellt.

Altkirch

(beiseite).

Die ist am Fleck und immer heitern Sinns.

(Laut.)

Ihr seid ein — lustiges Geschöpf.

Placide.

Ich bin's.

Altkirch.

Verliebte Leute hab' ich oft gesehn,
Das schwärmt und lärmt, das weint und seufzt und zankt sich,
Doch kann man niemals sie so ganz verstehn
Wie Euch.

Placide.

Das lustige Geschöpf bedankt sich —
Halt! Hört Ihr Stimmen nicht im Vorgemach?

Altkirch.

So scheint's.

Placide.

Das ist er selbst. Er kommt schon nach.

(Sie eilt gegen die Mittelthüre.)

Robert tritt ein.

Robert

(voreilend).

Adele!

Adele

(weinend).

Ach, das waren trübe Stunden,
Doch hoff' ich jetzt, dass sie vorübergehn,
Den gütigen Helfer haben wir gefunden!

Placide.

Den gütigen Helfer, hier könnt Ihr ihn sehn.

Altkirch.

Ei, junger Mann, warum nicht selber kommen?
Flößt Euch das Alter kein Vertrauen ein?
Ihr habt so rasch Euch meiner angenommen,
Drum soll auch Euch jetzt rasch geholfen sein.

(Zu Placide.)

Die armen Kinder, rührende Gestalten,
Wie sie sich zärtlich in den Armen halten!

Placide.

Nicht wahr?

Altkirch.

Und dass man solche Liebe stört,
Das find' ich schlecht.

Placide.

Nicht wahr? Ganz unerhört!

Altkirch.

Ich will am besten gleich zu Hofe gehn
Und, wenn der König mich empfängt, ihn bitten.
Doch nennt mir erst vor allem das Vergehn,
Um das Fouquet die Strafe hat erlitten!

Adele.

Mein Gott! In nichts trifft meinen Vater schuld,
Die andern neiden ihm des Königs Huld,
Durch die er reich geworden ist und mächtig.

Placide.

Das ist das Ganze.

Altkirch.

Das wär' niederträchtig.
Lourdeau!

Lourdeau tritt auf.

Altkirch.

Den Wagen! Meinen Hut und Degen!
Ich fahre gleich.

Adele.

Geleit' Euch Gottes Segen!

Lourdeau

(geht ab und kommt gleich wieder mit Mantel, Hut und Degen. Er ist um den Grafen beschäftigt).

Placide.

Ich will Euch nur in aller Kürze sagen,
Was ich genau erfuhr von dieser Sache.
Es waren alle, die Fouquet verklagen,
Beim König, und da kam auf ihn die Sprache,
Da macht' der König „Hm".

Altkirch.

„Hm" macht' der König?

Placide.

Ja.

Altkirch.

Und sonst nichts?

Placide.

Sonst nichts.

Altkirch.

Das ist sehr wenig.

Placide.

Und doch hat es genügt, ihn zu verderben,
Und hat gestört des Jünglings Liebeswerben.

Altkirch.

Was fällt mir ein? Da war ich ja dabei,
Nur wusst' ich nicht, dass dies das Ganze sei.
Ein bloßes „Hm" kann eine Ehe stören?

Lourdeau
(der aufmerksam zugehört, beiseite).

Ein bloßes „Hm" kann das? Was muss ich hören?

Altkirch.

Es trennt den Bräutigam von seiner Braut.

Lourdeau
(beiseite).

Das wär' ja ein ganz allerliebster Laut.

Altkirch.

Nu, nu, da wollen wir dazwischen treten,
„Hm" machen kann ich auch, wenn es vonnöthen.

Lourdeau
(beiseite).

Und ich kann's auch. Wirkt's mehr als bitten, fluchen,
So will ich bei Ninette es versuchen.

(Ab.)

Altkirch
(sich immer mehr ereifernd).

Schon Schwereres hab' ich vollführt im Leben.
Seid nur beruhigt, alles wird sich geben!
Bin ich auch alt, und leb' ich auch sonst stille,
Eins ist noch jung in mir, das ist der Wille.
Und gilt es, Recht vor Unrecht zu bewahren,
Soll man das heute noch von mir erfahren.
Bleibt Ihr nur hier, es kann sich bald entscheiden,
Das lustige Geschöpf bleibt bei Euch beiden!
Ich aber will zu Hofe mich verfügen,
Und hört der König gnädig mein Begehr,
So strafe ich dort die Verläumder Lügen
Und mache gut und stelle wieder her,
Und mach' ich kräftig „Hm", da soll sich zeigen,
Ein deutsches „Hm" macht jedes andre schweigen.

(Ab.)

(Robert, Adele und Placide, die ihn bis zur Mittelthür begleitet, kommen wieder in den Vordergrund.)

Robert.

So kann sich noch vielleicht zum Guten wenden,
Was uns Verzagten schon verloren schien.
Ich halte Dich an Deinen lieben Händen,
Ich darf an meine Brust Dich ziehn;
Ich weiß, dass Du mich liebst, und das allein
Schließt all mein Glück, all meine Wünsche ein.
Und hör' nun den Entschluss, der fest und klar
In meiner Seele steht, unwandelbar:

Wenn auch der König nicht verzeihen sollte,
Er wird es wohl, jedoch es könnte sein,
Und wenn mein Vater mir auch ferner grollte
Und mich verstößt — Du, Liebe, bleibst doch mein,
Ich lass' Dich nicht, und was auch mag geschehen,
Mich wirst Du stets an Deiner Seite sehen!

Adele.

Was auch gescheh', es bleibt mein Herz Dein eigen,
Doch kette Dich kein Schwur an mein Geschick!
Ich geh' bergab, Du kannst noch aufwärts steigen,
Es liegt die Welt noch offen Deinem Blick.
Nur Unheil bringt seit je des Unglücks Nähe,
Es hefte sich nicht auch an Deinen Schritt,
Wenn ich durch meine Schuld Dich elend sähe,
So würd' ich noch mehr leiden, als ich litt.

Robert.

Nein, Mädchen, nein! Solang von Glanz und Macht
Dein Vater noch, der reiche, war umgeben,
Da war vielleicht mein Werben unbedacht,
Jetzt kann ich offen eingestehn mein Streben,
Und überall verkünden will ich's laut,
Dass Du, Adele, meine liebe Braut!
Wir sind ja doch in gleicher Art verwaiset,
Wie sollten wir da nicht zusammenstehn?
Dem Schicksal, das uns unsichtbar umkreiset,
Lass uns vereint, lass Hand in Hand uns stehn!

Adele.

Du lieber Mann, wie bist Du mild und gütig,
Seh' ich Dich, bin ich glücklich, was auch sei!

Placide.

Das ist ganz nett, doch wird mir schier wehmüthig
Bei einer solchen Liebesschwärmerei.

Adele.

Placide!

Placide.

Schon gut. Und schwärmt nur fort derweile,
Und währt's auch lange, ich hab' keine Eile!

Robert.

Nein, kommt zu uns! Hier lasst uns niedersetzen,
Und lasst uns Träumer sein von jener Art,
Die sich in frohe Zukunft stets versetzen,
Dann ist man froh schon in der Gegenwart!

Placide.

Gut, träumen wir!

Adele.

Was schwebt Dir vor der Seele?

Robert.

Ich seh' mein kleines Gut in der Provence.
Die Heimat ist's, von der ich gern erzähle,
Und das Asyl, das ich für uns erwähle,
Das kleine Schloss am Ufer der Durance.
Von einer grünen Höhe blickt es nieder
Ins liederreiche Thal der alten Sagen,
Wir aber singen neue Liebeslieder
Und lächeln unsres Leids und unsrer Klagen.
Wir sind dann fern dem wüsten Weltgetriebe,
Die Liebe spricht dort nur zur Gegenliebe.

Adele
(träumerisch).

Und lächeln unsres Leids und unsrer Klagen.

Robert.

So wird es kommen, Kind, in künft'gen Tagen!
Dort zieh'n wir hin, dort leben wir vereinet;
Dort strahlt der Himmel blauer noch als hier,
Glaub' mir, und eine milde Sonne scheinet
Und lächelt Tag für Tag nur Dir und mir!
Dort blüht ein Garten, willst Du Blumen pflücken,
Und alte Forste decken Berg und Thal,
Dem schlanken Nachen leiht der Strom den Rücken
Zur Wasserfahrt im frommen Mondenstrahl.

Adele
(leise).

Zur Wasserfahrt im frommen Mondenstrahl.

Robert.

Und ist es Dir zu einsam, nahen Gäste,
Im hellen Kerzenschimmer prunkt der Saal,
Du aber bist die Königin der Feste,
Und meine Königin bist Du zumal.
Wie will ich dann mein holdes Weibchen schmücken!

Placide.

Das wäre ja ein Leben zum Entzücken!

Robert.

Nur frohe Menschen sollen uns umgeben,
Wohl zum Entzücken wäre dann das Leben.

Adele.

Nein, keine Gäste, lass allein uns bleiben,
Wir gehen Hand in Hand durch Wald und Feld
Und lauschen, wie die Blumen Knospen treiben,
Und wissen nichts mehr von der ganzen Welt!

Nur Lieb' ist Glück und heilet alle Wunden
Und mildert zaubermächtig jedes Leid.

Robert
(ihr zu Füßen sinkend).
Nur Lieb' ist Glück! Das hab' ich tief empfunden,
Sie ist der Erde höchste Seligkeit.

Adele
(sich zu ihm niederbeugend).
Nur Lieb' ist Glück!

Placide
(mit komischem Seufzer).
Wär' ich nur erst so weit!

(Der Vorhang fällt.)

4. Aufzug.

In der Wohnung des Königs. Saal und Vorsaal.

Lourdeau in der königlichen Livrée, vom Hintergrunde her gravitätisch auftretend.

Lourdeau.
Man hätte nun den ersten Schritt gethan
Auf einer neuen, ehrenvollen Bahn,
Ist auch bis jetzt nicht alles so gekommen,
Wie ich's gewünscht und es erwarten kann;
Wer sich im Leben etwas vorgenommen
Und es nicht durchsetzt, ist kein rechter Mann.
Lourdeau! Lourdeau! Du willst gar hoch hinaus,
Lass Deinen Ehrgeiz nicht zu mächtig flammen,
Doch immerhin — dies ist des Königs Haus,
Und ich bewohne es mit ihm zusammen! —
Ninette? Nun, die Arme thut mir leid,
Sie ist so übel nicht, die kleine Klette;
Doch bin ich erst eine Persönlichkeit,
So gibt es andre Weiber als Ninette.
Sie ist so übel nicht — es kann geschehen,
Dass ich vielleicht sogar — wir werden sehen.

Im Vorgemache tritt Marie Mancini auf, gefolgt von Ninette, die ihren Mantel trägt und ihre Schleppe richtet. Gleichzeitig tritt aus der Thür links Seaucour.

Marie
(vorkommend).
Sieh da, Marquis, Ihr kommt vom König eben?
Doch scheint Ihr mir verstört, was hat's gegeben?

(Lourdeau hat sich nach tiefer Verbeugung ins Vorgemach zurückgezogen, wo man auch Ninette warten sieht.)

Seaucour.

Ihr wisst ja alles, meine schöne Fee,
Dies Lächeln sagt, es mache Euch Vergnügen!
Ich lächle nicht; indes ich vor Euch steh',
Liegt meine Zukunft in den letzten Zügen.

Marie.

Ei, ei? Wär's möglich? Geht es Euch so schlecht?
Ihr wolltet ja Fouquet gefangen sehen,
Und kaum gewünscht, ist es auch schon geschehen,
Doch scheint es fast, Euch macht man's niemals recht.

Seaucour.

Was nützet mir des Intendanten Sturz,
Wird nicht des Königs Blick auf mich geleitet?

Marie.

So leitet ihn, mein Freund, und macht es kurz,
Weil er sonst leicht auf einen andern gleitet!

Seaucour.

Von Euch auch kann der Blick des Königs wanken.
Ihr kennt das Fräulein doch von La Vallière?
Ihr wisst auch, sie gefällt dem König sehr,
Sie wird mir meine Dienste besser danken.
Ich dacht' es ja, Ihr spielt verstecktes Spiel,
Ihr zeigtet mir verlockend nur das Ziel,
Um sicher meine Hilfe zu erlangen.
Nun kommt Colbert den gleichen Weg gegangen,
Und er ist zum Nachfolger ausersehen,
Das ist wohl so nicht ohne Euch geschehen,
Doch ich verdien's, ich hätt' es denken sollen.

Marie.

Nur still, mein schöner Freund, und nur nicht schmollen!
Will man auf einen Platz, der schon besetzt,
So muss man ihn vor allem frei erst machen.
Was Euch misslang, ich hab' es durchgesetzt,
Und Euer Vorwurf macht mich wahrlich lachen,
Und gar die Hilfe, mit der Ihr nun prahlt,
Die war in schlechter Münze ausbezahlt.
Ihr wollet, scheint es, gar nichts selber machen,
Das schwache Weib soll alle Arbeit thun?

Seaucour.

Das stärkere Geschlecht beugt sich dem schwachen —

Marie.

Und will bequem auf unsern Lorbeern ruhn.
Wollt Ihr auf Gnad' und Ungnad' Euch ergeben?
So folgt mir nach, ich will's Euch noch erklären!

(Geht zur Thüre rechts.)

Seaucour.
Nur wer den Frauen folgt, dem lacht das Leben.

Marie.
Ihr müsst uns das Beglücken nicht erschweren.
Der Zukunft wartet, und seid unverzagt,
Ausharren muss vor allem, wer gewagt!

(Marie und Seaucour ab durch die Thür rechts. Aus dem Vorgemache kommen Lourdeau und Ninette.)

Ninette.
Nein, das ist wirklich, um verrückt zu werden!
Er spricht nur noch in Lauten und Geberden!
Was meinst Du nur?

Lourdeau.
Hm!

Ninette.
Ich versteh' ihn nicht.

Lourdeau.
Du weißt nicht, Kind, wie man bei Hofe spricht!

Ninette.
Ich wüsst' es nicht? Wer hat Dich hergebracht?
Wer hat den ganzen Plan sich ausgedacht?
Wer hielt für gut Dich, wenn Du's auch nicht schienst?
Wer war Dir treu — mehr als Du es verdienst?
Wer liebte Dich, Du Heuchler, Du Verräther?
Wer sonst als ich? Du Falscher!

Lourdeau.
Davon später,
Jetzt sag' ich nichts als: Hm!

Ninette.
Wie oft denn noch?
So sprich doch, wenn Du kannst, so rede doch,
Doch deutlich, denn — mir reißt schon die Geduld!

Lourdeau.
Kannst Du's nicht fassen, ist's nicht meine Schuld,
Der Laut hat tiefen Sinn. Der eine Laut
Trennt jeden Bräutigam von seiner Braut.

Ninette.
Warum nicht gar! Das hast Du Dir erdichtet.

Lourdeau.
Der König selbst hat das so eingerichtet,
In seiner Weisheit hat er ausgefunden,
Wie sich erlösen können, die gebunden,
Und seine Weisheit ehrt man nie genug,
Drum sag' ich: Hm!

Ninette.
Ich glaub', Du bist nicht klug.

Lourdeau.
Hm!

Ninette.
Ein- für allemal, lass dieses Spiel!

Lourdeau.
Hm!

Ninette.
Noch einmal?

Lourdeau.
Hm, Hm!

Ninette.
Das ist zuviel.

Lourdeau.
Hm, hm, hm, hm!

Ninette.
Wenn Du's noch länger treibst,
Mir nicht mit Deinem „Hm" vom Halse bleibst —
Ich könnte mich an Dir vergreifen!

Lourdeau
(ängstlich).
Hm!

Ninette
(in Thränen ausbrechend).
O, er ist toll! O unglückselig Los!
Der arme Mann hat den Verstand verloren,
Und sein Verstand war ohnehin nicht groß.
(Heulend.)
Das ist zuviel! O, wär' ich nie geboren!

Lourdeau
(mitleidig).
Hm!

(Die Thüre rechts öffnet sich. Marie und Seaucour treten wieder ein.)

Seaucour.
Dieser Lärm — das Mädchen weint!

Marie.
Ich wette,
Sie haben sich gezankt. Sprich Du, Ninette!

Ninette.
Mein gutes Fräulein, denkt nur, wie entsetzlich,
Lourdeau ist toll geworden jetzt!

Marie.
So plötzlich?

Ninette.
Er macht die ganze Zeit hier immer „Hm"
Und „Hm" und „Hm" auf alles, was ich sage.

Seaucour
(zu Marie).
's ist unser Spiel.
Marie
(zu Lourdeau).
Antworte Du der Frage:
Was meinst Du damit, was bedeutet dies?

Lourdeau.
Ei, Gnädigste, das „Hm", das ich ihr sage,
Das ist der neu'ste Laut hier in Paris!

Marie.
Nicht möglich!
Lourdeau.
Nun, ich hörte es von andern,
Und also theile ich es dieser mit.
Von ihrem Munde wird es weiter wandern
Und allgemeiner sein mit jedem Schritt.
Nur Thorheit will das Neue ewig fliehen,
Man muss sich einer Mode nicht entziehen.

Marie.
Seht hier, Marquis, den Fortschritt unsrer Zeiten:
Man übt am meisten, was man nicht versteht,
Am schnellsten wird der Unsinn sich verbreiten,
Und keiner kennt die Ernte, der gesät!

Seaucour.
Die Kugel rollt, mög' sie ihr Ziel erreichen,
Und führt sie weiter auch der rasche Lauf,
Uns Gleiche kümmert der Erfolg nur bei den Gleichen,
Wir sind es, die bewegen, andre halten auf!
Auch mindert ihre Kraft sich, wie Ihr wisst,
Je längre Bahn im Laufe sie durchmisst,
Der Höhere kämpft stets mit feinern Waffen,
Wir wählten uns ein Nichts zum Angriff gar;
Macht sich der Unverstand damit zu schaffen,
Dann bleibt es ihm ein Nichts, so wie es war.

Ninette
(zu Lourdeau).
Hast Du's gehört?
Lourdeau.
Das ist mir selbst nicht klar.

Marie
(zu Ninette und Lourdeau).
Nun geht, und wählet künftig andern Ort,
Wird unter Euch ein neuer Streit geführt!
Zeigt man sich gütig auch in That und Wort,
Vergesset nicht, was uns, was Euch gebürt!
(Lourdeau und Ninette ab durch den Hintergrund.)

Seaucour.

Entlasst auch mich!

Marie.

Geht, doch bleibt in der Nähe!
Der König wird mich heut' noch rufen lassen.
Wenn die Gelegenheit ich günstig sehe,
Müsst Ihr dabei sein, um sie rasch zu fassen.

Seaucour.

Ich muss errathen, um nichts zu verpassen,
Und will mich nur auf den Instinct verlassen.

(Ab durch den Hintergrund.)

Marie
(allein).

Auf den Instinct? Das thut auch jedes Thier.
Doch sind die Thiere klüger oft als wir.
Wüsst' ich erst, wer die Feindin unterstützt,
Wer ihr bei Ludwig schadet, wer ihr nützt!

Peguillen kommt aus der Thür links.

Peguillen.

Euch führt das Unglück her.

Marie.

Seid Ihr's, der spricht?

Peguillen.

Ich sehe meinem Feind gern ins Gesicht.

Marie.

Dass Ihr mein Freund seid, wagte ich zu meinen.

Peguillen.

Die Feinde meiner Freunde sind die meinen.

Marie.

Das wär' ja Krieg. Ich kann Euch nicht verstehn.

Peguillen.

Versteht Ihr doch sonst alles, eh's geschehn.

Marie.

Dies Räthsel ist gut, dass ich es löse.

Peguillen.

Das Gute liegt Euch fern, Ihr liebt das Böse.

Marie.

So sagt mir nur, was hab' ich denn verbrochen,
Denn eins ist klar: ich bin Verbrecherin!

Peguillen.

So denkt Ihr nicht, dass ich Beaufort gesprochen,
Und wisst nicht, dass ich ihm befreundet bin?

Marie.

Ach so!

Peguillen.

Ja so! Mich täuscht nicht Euer Reden,
Da Euer Thun ihm immer widerspricht.
Und kenne ich auch das Gewebe nicht,
Denn nur im Dunkeln spinnt Ihr Eure Fäden,
So weiß ich doch, zerstören ist hier Pflicht.

Marie.

Nun gut. Zerstört nur! Lasst davon mich hören!
Der Männer Werk war immer das Zerstören.

Peguillen.

Ihr habt Fouquet gestürzt. Man fragt sich nur,
Ob's für Colbert geschah, ob für Seaucour.

Marie.

Das wird ja Euer Scharfsinn leicht errathen.

Peguillen.

Ich kenn' den schlimmen Grund von Euren Thaten:
Die Tochter des Fouquet wollt Ihr verderben,
Um den zu strafen, der erst Euch gesehn
Und doch gewagt hat, jene zu umwerben,
Und unvorsichtig war, dies zu gestehn.

Marie.

Deshalb geschah's? Ich staune des Verstandes!
Darum die wichtigen Veränderungen?
Darum stör' die Regierung ich des Landes,
Und was mir sonst noch alles aufgedrungen?

Peguillen.

Thut, was Ihr könnt! Es ist so, wie ich sage.
Ihr denkt, Ihr seid das Zünglein an der Wage,
Nur Ihr entscheidet, Ihr stellt alles richtig —
Die Zunge ist bei Frauen allzu wichtig.

Marie.

Ihr aber wisst die Eure nicht zu wahren,
Gebt acht, sie bringt in Noth Euch und Gefahren!

Peguillen.

Man weiß, dass ich Gefahren nie vermeide,
So höret denn noch dieses, eh' ich scheide:
Zu lange schon hat Euer Reich gewährt,
Was lange dauert, nahet seinem Ende!
Frankreich hat stets nach Abwechslung begehrt,
Wie wär's, wenn man am Hof zuviel Euch fände?

Marie.

Ihr seid zu kühn. Ihr wisst nicht, was Ihr wagt.

Peguillen.
Mich schrecket nicht Gefahr, ich hab' es schon gesagt.

Marie.
Gewiss, Ihr seid der kühnste Mann auf Erden,
Drum wagt Ihr Euren Plan mir zu enthüllen.
Ihr träumt auch, Herzog von Lauzun zu werden,
Gebt auf den Traum, er soll sich nie erfüllen!
Noch herrsch' ich hier und hab' die Macht in Händen,
Und gegen Euch soll sie von jetzt sich wenden!

Peguillen
(ihre Hand küssend).
Nun denn, lebt wohl! Und haltet bis ans Ende
Die Macht, wenn nicht zu schwach die kleinen Hände!
Die La Vallière zog heute hier ins Schloss.
(Marie erschrickt. Peguillen verbeugt sich leicht und geht durch den Hintergrund ab.)

Marie
(allein).
Die La Vallière! Das ist mein Todesstoß!
Mehrere Räth und hohe Staatsbeamte kommen aus der Thür links und gehen durch den Hintergrund ab.

Marie
(sie gewahrend).
Der König hat die Räthe schon entlassen —
Bald kommt er selbst — nur fort, ich muss mich fassen!
(Ab durch die Thür rechts.)
Von links treten auf: der König, Colbert und Beaufort.

König
(zu Colbert).
Der Cardinal muss Euch für jetzt mir leihen.
Ich schätze Euch, denn Ihr seid g'rad und offen.
Nun wirkt nur fort für Wohlfahrt und Gedeihen,
Auf unsre Hilfe könnt Ihr immer hoffen!

Colbert.
O Sire, wo solche Hilfe unterstützet,
Da kann man leicht das Schwierigste vollbringen!

König.
Es dienet mir, wer meinem Lande nützet.
Nun geht ans Werk, und mög' es Euch gelingen!
(Colbert ab.)

König
(zu Beaufort).
Sagt, Herzog, welcher Kummer drückt Euch nieder?
Ich sah's die ganze Zeit, Ihr seid verstört.
Vielleicht gelingt's, Euch aufzurichten wieder,
Wenn ich, was Euch betrübet, erst gehört.

Beaufort.

O Sire, ein wahrer Balsam meiner Seele
Ist Euer huldvoll gnadenreiches Wort!
Doch wenn ich meinen Kummer auch erzähle,
Er frisst, ein böses Übel, weiter fort.
Mein Sohn — mein Sohn!

König.

Was ist ihm widerfahren?

Beaufort.

Er ist verliebt.

König.

Mein Gott! In seinen Jahren
Kann man nichts Bessres thun. Macht Euch das jammern?

Beaufort.

Nur seine Wahl betrübt mich bis zu Tod.
An einen Baum im Sturz sich anzuklammern,
Heißt, das Verderben rufen, das uns droht.
Er wagt's, die Tochter des Fouquet zu wählen,
Trotz allem, was geschehn, sieht er sie noch.
Ich wollte meinem König das verhehlen,
Doch fürcht' ich immer, Ihr erfahrt es doch.
Und weil die Welt gern alles Böse glaubt,
Könnt' es so scheinen, als ob ich's erlaubt.
Ja mehr als das, kaum wag' ich's zu erzählen:
Der Wahn, der ihn umfängt, macht ihn so blind,
Dass er gedroht, mit ihr sich zu vermählen —
Mein eig'ner Sohn und des Verbrechers Kind!

König.

Und Ihr, was thatet Ihr?

Beaufort.

Mit schwerem Herzen
Riss ich mich von dem Ungerath'nen los!
Mit unsern Kindern wachsen unsre Schmerzen,
Und unsre Sorge wird mit ihnen groß.
Ich drohte ihm, wenn er dabei verbliebe,
Mit meinem Fluch; da gieng er zürnend hin.
Ich aber kenne seinen starren Sinn,
Und so verlor ich meines Kindes Liebe.

König.

So — so! Das thatet Ihr!

Beaufort.

Er aber, Sire,
Er ist mein Einz'ger, alles, was ich habe!
Ich liebt' ihn sehr. Und nun ich ihn verlier',
Geh' ich allein und ohne Trost zu Grabe.

König.

Ist Euch das Ganze nicht zu schlimm erschienen?
Scheint Euch zu strenge Eure Strafe nicht?

Beaufort.

Ich such' nur eines: meinem Herrn zu dienen,
Und alles andre weicht vor dieser Pflicht.

König.

Wohl — nun, seid guten Muthes nur, Beaufort!
So mancher fand gar rasch, was er verlor,
Und eine erste, schönste Pflicht der Krone
Ist, dass sie die Ergebenheit belohne.
Ich will Euch Euer Alter neu verschönen,
Ich will mit Eurem Sohne Euch versöhnen.
Was man durch mich verliert, kann ich ersetzen,
Und treue Diener weiß ich wohl zu schätzen.

Beaufort.

O Sire!

(Küsst des Königs Hand.)

König.

Nun geht, führt Grafen Altkirch her!
Er wartet noch. Kennt Ihr nicht sein Begehr?

Beaufort.

Nein, Sire! Er thut heut' so geheimnisvoll,
Ich weiß nicht, was ich von ihm denken soll.

König.

Lebt wohl!

(Beaufort ab durch die Mitte.)

König
(allein).

Es sind die Folgen einer That
Die besten Richter für befolgten Rath.
Wir können andere gewähren lassen,
Und bald verräth ein jeder, was er denkt.
Dann ist es Zeit, das Ruder zu erfassen,
Zu zeigen ihnen, wer das Fahrzeug lenkt.
Da kommt der Graf.

(Altkirch tritt im Hintergrund auf.)

Nur näher, Graf, nur näher,
Seid mir gegrüßt! Man hat mir mitgetheilt,
Dass dringend Ihr gebeten, mich zu sehen.
Welch eine Sache ist's, die also eilt? —
Nun, wollt Ihr mir nicht sagen, was geschehen?

(Altkirch will sprechen, stockt jedoch.)

Ihr zögert noch, doch zeigen Eure Mienen,
Dass Ihr die ganze Sache wohl bedacht.
Auch seid Ihr ohne Grund wohl nicht erschienen,
Und hättet es so dringend nicht gemacht.
(Altkirch wie früher.)
Ihr sprecht noch immer nicht? Nun, Graf, beliebt's?
Ihr steht vor mir jetzt; sagt denn auch, was gibt's?
(Altkirch wie früher.)
Ich weiß nicht, was zum Reden Euch gebricht,
Doch werdet Ihr vielleicht allein Euch fassen.
Trotz allem Wissen wisst Ihr eines nicht:
Wir warten nicht, und somit seid entlassen!

Altkirch.

Nun denn in Gottes Namen: Hm!

König.

Ihr meint?
(Für sich.)
Der hat es auch gelernt schon, wie es scheint.

Altkirch
(für sich).

Nun ist das Schweigen doch einmal gebrochen,
Es gilt ein gutes Werk, drum frisch gesprochen!
(Laut.)
Sire! Eure Hilfe komm' ich zu erflehen
Für Leute, die man ohne Schuld bedroht.
Der andern Neid allein ist ihr Vergehen
Und jagt in Elend, Kerker sie und Tod.
Da ist Fouquet, des Reiches Intendant,
Der trostlos jetzt in der Bastille schmachtet,
Und dann des Herzogs Sohn, der Euch bekannt,
Und die, die er als seine Braut betrachtet.
Fouquet hat Euch durch Jahre treu gedient,
Durch Eure Huld ward er so reich und mächtig,
Doch g'rade weil Ihr ihm so gnädig schient,
Macht man Euch den beneideten verdächtig.
Ein König schenkt, doch nimmt er nicht zurück,
So mindestens gilt es bei mir zu Lande,
Und ungern überläßt er den der Schande,
Dem er gegönnt hat seines Umgangs Glück.
Ich bin ein alter Mann, und der betrachtet
Mehr das, was war, als was zu dieser Frist;
Er hoffet, dass man das Vergang'ne achtet,
Weil das Vergang'ne ja sein Leben ist.
Drum wollet, Sire, auf den verstoß'nen Mann
Auch jetzt noch Eure Blicke gütig lenken,
Und richtet mild, was Gegenwart gethan,
Und wollet der Vergangenheit gedenken!

König.

Ihr zaudertet so lang, eh' Ihr gesprochen,
Nun geht es fließend fort.

Altkirch
(für sich, desolat).

Er hat mich unterbrochen!

König.

Nun, fahret fort!

Altkirch.

Das heißt – ich will –

König.

Ihr sagt?

Altkirch
(für sich).

Ich kann nicht weiter fort, Gott sei's geklagt,
Ich war so schön im Zug!

König.

Wollt Ihr erklären?

Altkirch
(für sich).

Das Mittel muss sich noch einmal bewähren,
In Gottes Namen:
(kräftig)
Hm!

(Schluss folgt.)



Für die Redaction verantwortlich: Franz Grünanger.
K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

Unionbank.

Die (27.) ordentliche Generalversammlung der Unionbank wurde am 30. März abgehalten. Der Präsident des Verwaltungsrathes Adolf Graf Dubsky constatierte die Anwesenheit von 27 Actionären in Vertretung von 5715 Actien mit 274 Stimmen, sohin die Beschlussfähigkeit. Director Eugen Minkus erstattete den Bericht des Verwaltungsrathes über das Geschäftsjahr 1896.

Der Bericht des Verwaltungsrathes über die Ergebnisse des Jahres 1896 charakterisiert das abgelaufene Jahr als ein Jahr der Stagnation auf dem Gebiete des Bankwesens.

Der Effectenbesitz der Bank repräsentiert zu den Cursen vom 31. December 1896 einen Wert von 3·108 Millionen Gulden, erscheint sohin mit einem gegen das Vorjahr um 1·245 Millionen Gulden geringeren Betrage ausgewiesen, welche Verminderung hauptsächlich auf die Realisierung von 4950 Stück staatlich garantierten Prioritätsactien der Ostgalizischen Localbahnen zurückzuführen ist. Die von der Bank übernommenen und neu ausgegebenen 5000 Actien der Internationalen Elektricitätsgesellschaft sind zum größeren Theile bereits verkauft, und wird der Verwaltungsrath im nächsten Jahre hierüber berichten.

Die Umsätze im Bankcommissionsgeschäfte der Centrale beliefen sich im Jahre 1896 auf 1006 Millionen Gulden, der Umsatz in Effecten auf 292 Millionen Gulden, jener in Wechseln auf 349 Millionen Gulden und in Valuten und Coupons auf 339 Millionen Gulden. Alle diese Ziffern weisen wesentliche Rückschritte gegen das Vorjahr aus. Am 1. Jänner 1896 betrugen die auf Waren und Warrants von der Centrale ertheilten Vorschüsse 1·797 Millionen Gulden, vom 1. Jänner bis 31. December 1896 wurden solche Vorschüsse im Betrage von 15·327 Millionen Gulden gewährt. Zur Rückzahlung gelangten in der Berichtsperiode 14·585 Millionen Gulden, so dass am 31. December 1896 Vorschüsse im Betrage von 2·539 Millionen Gulden verblieben. Der Erlös der durch die Bank zum Verkaufe gelangten Waren beträgt 6·880 Millionen Gulden. Der Betrag der verzinslichen Einlagen erscheint in der vorliegenden Bilanz mit 5·525 Millionen Gulden eingestellt. Das Zinsenconto weist ein Erträgnis von 958.131 Gulden gegen 980.285 Gulden im Jahre 1895 aus, das dermalige Ergebnis entspricht einer Verzinsung von 8 Percent des Actiencapitales. Die Filiale in Triest lieferte ein Reinerträgnis von 130.136 Gulden. Die Abtheilung der Unionbank für Bosnien und die Hercegovina ergab für das abgelaufene Jahr einen Reingewinn von 83.901 Gulden. Das Ergebnis der Wechselstube beziffert sich mit dem Betrage von 58.087 Gulden.

Nach der vorliegenden Bilanz beträgt der Reingewinn für das abgelaufene Jahr 1,240.990 Gulden, über dessen Verwendung der Verwaltungsrath beantragte, 960.000 Gulden, d. i. 8 Percent, demnach 16 Gulden per Actie als Dividende zu vertheilen, 94.061 Gulden in den Reservefonds zu hinterlegen, so dass nach Abzug der statutenmäßigen Tantième des Verwaltungsrathes in der Höhe von 47.030 Gulden noch ein Betrag von 139.899 Gulden erübrigt. Hiervon sollen weiters 20.000 Gulden dem Pensionsfonds der Angestellten der Bank zugewandt und die noch verbleibenden 119.899 Gulden auf neue Rechnung vorgetragen werden.

Actionär Ad. Zappert erstattete hierauf den Bericht des Revisionsausschusses, der mit dem Antrage schloss, die Generalversammlung wolle die Bilanz pro 1896 genehmigen und dem Vorstande sowie dem Verwaltungsrathe das Absolutorium ertheilen. Die Bilanz wurde einstimmig genehmigt, ebenso der Antrag über die Verwendung des Reingewinnes. In den Verwaltungsrath wurden die Herren Adolf Graf Dubsky, Dr. Ludwig Lichtenstern und Adolf Freiherr von Seidler wieder-, Victor Freiherr von Kalchberg neu gewählt. Der Revisionsausschuss wurde wieder zur Function berufen.

Österreichische

Central-Bodencreditbank.

Die Österreichische Central-Bodencreditbank hielt am 5. April unter Vorsitz des Präsidenten Johann Grafen Stadnicki ihre (25.) ordentliche Generalversammlung, an welcher sich 16 Actionäre in Vertretung von 5874 Actien mit 232 Stimmen betheiligten. Nach dem vom Director Dr. Ludwig Westermayer pro 1896 erstatteten Berichte des Verwaltungsrathes hat sich der Geschäftsbetrieb der Bank im abgelaufenen Jahre gehoben und ein durchaus zufriedenstellendes Resultat ergeben. Sowohl der Pfandbriefumlauf als auch die Summe der Hypothekardarlehen weisen eine Steigerung auf, welche in den nachfolgenden Details zum Ausdrucke gelangt. Ende 1896 befanden sich im Umlaufe: vom Stammgeschäfte: 4procentige 50jährige und 4½procentige 45jährige Pfandbriefe im Betrage von zusammen 29·153 Millionen Gulden; von den Specialmassen: 2procentige und 2¼procentige 34jährige Pfandbriefe per zusammen 2·157 Millionen Gulden. Der gesammte Pfandbriefumlauf per 31. December 1896 betrug sohin 31·310 Millionen Gulden. Im Hypothekargeschäfte wurden Darlehensgesuche im Gesammtbetrage von 10·280 Millionen Gulden bewilligt und bis Ende des Jahres aus den contrahierten Geschäften 7·354 Millionen Gulden realisiert. Die Hypothekarforderungen der Bank betrugen zum Jahresschluss 31·802 Millionen Gulden. Auch die Abstoßung von Realbesitz hat zu gewinnbringenden Preisen ihre Fortsetzung gefunden. Die Bilanz weist als Gewinn einen Betrag von 455.054 fl. aus. Hiervon beantragt der Verwaltungsrath 22.882 fl. in den Reservefonds zu hinterlegen und von den nach Abrechnung der statutenmäßigen Tantieme für den Verwaltungsrath und die Direction mit 34.323 fl. verbleibenden 397.849 fl. zur Dotierung des außerordentlichen Reservefonds 30.000 fl. zu verwenden; für den zu bildenden Altersversorgungs-, beziehungsweise Pensionsfonds der Anstaltsbeamten 20.000 fl. zu widmen; an die Actionäre außer den 5 Procent Capitalszinsen per 200.000 fl. weitere 100.000 fl., das ist 2½ Procent = 5 fl. per Actie, sohin als Gesammtdividende 15 fl. per Actie zur Vertheilung zu bringen und die erübrigenden 47.849 fl. auf neue Rechnung vorzutragen. Der Antrag wurde ohne Discussion angenommen. Die ausscheidenden Verwaltungsräthe Franz Graf Hardegg, Dr. Eduard R. v. Kopp, Stanislaus v. Koźmian und Sergius Fürst Radziwill sowie der Revisionsausschuss wurden wiedergewählt.



K. k. Österreichische Staatsbahnen.

Die bisherige Bezeichnung der in der Strecke Lemberg—Suczawa—Burdujeni gelegenen Station Suczawa wurde vom 16. December 1896 an in Itzkany abgeändert.

Die Localbahnlinien Hliboka—Sereth und Itzkany—Suczawa der Bukowinaer Landesbahnen und zwar erstere mit den Haltestellen Kamenka und Bertince und den Stationen Tereblestie und Sereth, letztere mit den Haltestellen Suczawa=Bad, Alt=Itzkany, Kreuzgasse und mit der Station Suczawa wurden am 1. Jänner 1897 für den öffentlichen Verkehr eröffnet. Näheres über die Abfertigungsbefugnisse der Stationen und Haltestellen sowie über den Zugsverkehr ist aus den bezüglichen Placaten zu entnehmen.

Die Theilstrecke Čerčan—Krhanitz der Localbahn Čerčan—Modřzan mit den Stationen Pořitsch a. d. S., Tejnitz a. d. S. und Krhanitz wurde am 18. Jänner 1897 dem öffentlichen Verkehre übergeben.

Laut einer in der „Wiener Zeitung" enthaltenen Kundmachung gelangt die Lieferung und Aufstellung von eisernen Brücken sowie die Verstärkung von bestehenden Brückenconstructionen auf den Linien der k. k. österreichischen Staatsbahnen zur Ausschreibung. Offerte werden bis längstens 27. April 1897 bei der k. k. Staatsbahndirection Wien entgegengenommen. Bedingnisse und sonstige Behelfe sind im Specialbeschaffungsbureau bei der genannten Direction einzusehen.



Magyar-Horvát tengeri gözhajózási részvénytársaság Fiuméban. — Ugarsko-Hrvatsko dionicko pomorsko parobrodarsko družtvo u Rieci.

Ungarisch-Croatische See-Dampfschiffahrts-Actien-Gesellschaft in Fiume.

Fahrordnung

giltig vom 1. November 1896 bis zur neuen Verfügung.

Fahrten nach Dalmatien.

Hinfahrt Eillinie Fiume-Cattaro A. Rückfahrt

Hinfahrt			Station		Rückfahrt	
Mittw.	10½ Vrm.	Ab	Fiume	An	Smst.	2 Nchm.
"	5— Nchm.	An)	Zara	(Ab	"	7½ Vrm.
"	6— "	Ab)		(An	"	6½ "
"	11½ "	An)	Spalato	(Ab	"	1— "
Dnrst.	—½ Vrm.	Ab)		(An	Freitg.	11— Nchm.
"	8½ "	An)	Gravosa	(Ab	"	3— "
"	9½ "	Ab)		(An	"	2— "
"	1— Nchm.	An)	Cattaro	(Ab	Freitg.	10½ Vrm.

Hinfahrt. Eillinie Fiume-Cattaro B. Rückfahrt.

Hinfahrt			Station		Rückfahrt	
Sonntag	1.00	Ab	Fiume	An	Mittw.	3.00
"	8.30	An)	Zara	(Ab	"	7.30
"	10.30	Ab)		(An	"	6.30
"	5.00	An)	Spalato	(Ab	Dienstag	12.00
"	10.00	Ab)		(An	"	7.45
Montag	7.15	An)	Gravosa	(Ab	"	10.00
"	10.00	Ab)		(An	"	9.30
"	1.00	An)	Castelnuovo	(Ab	"	6.30
"	1.20	Ab)		(An	"	6.10
"	2.30	An	Cattaro	Ab	"	5.00

Hinfahrt Eillinie Fiume-Metković. Rückfahrt

Hinfahrt			Station		Rückfahrt	
Mont.	10— Nchm.	Ab	Fiume	An	Freitg.	4— Nchm.
Dnst.	6½ Vrm.	An)	Zara	(Ab	"	7½ Vrm.
"	8— "	Ab)		(An	"	6½ "
"	3½ Nchm.	An)	Spalato	(Ab	Dnrst.	11— Nchm.
"	12— Nchts.	Ab)		(An	"	5— "
			Makarska	(Ab	"	2— "
				(An	"	1— "
			Trapano	(Ab	"	11— Vrm.
				(An	"	10— "
Mittw.	7 Vrmtg.	An	Metković	Ab	Dnrst.	8 Früh

Hinfahrt Postlinie Fiume-Cattaro. Rückfahrt

Hinfahrt			Station		Rückfahrt	
Dnrst.*)	9½ Nchm.	Ab	Fiume	An	Dnrst.	4¼ V.**)
Freitg.	6½ Vrm.	An)	Zara	(Ab	Mittw.	7¾ Nchm.
"	7½ "	Ab)		(An	"	6¾ "
"	11½ "	An)	Sebenico	(Ab	"	2¼ "
"	1½ Nchm.	Ab)		(An	"	12¼ "
"	4¾ "	An)	Traù	(Ab	"	8½ Vrm.
"	5½ "	Ab)		(An	"	7½ "
"	7— "	An)	Spalato	(Ab	"	6— "
Smst.	5— Vrm.	Ab)		(An	Dnst.	5¾ Nchm.
"	6¼ "	An)	Milna	(Ab	"	4½ "
"	7— "	Ab)		(An	"	3¾ "
"	8¾ "	An)	Bol	(Ab	"	2— "
"	9½ "	Ab)		(An	"	1¼ "
"	10¼ "	An)	Gelsa	(Ab	"	12½ "
"	11¼ "	Ab)		(An	"	11½ Vrm.
"	12¾ Nchm.	An)	Cittavec-	(Ab	"	10— "
"	1¾ "	Ab)	chia	(An	"	9— "
"	3¼ "	An)	Lesina	(Ab	"	7½ "
"	4¼ "	Ab)		(An	"	6½ "
"	5¾ "	An)	Lissa	(Ab	"	5— "
"	7— "	Ab)		(An	Mont.	11½ Nchm.
"	11½ "	An)	Curzola	(Ab	"	7— "
Sonnt.	1— Vrm.	Ab)		(An	"	6½ "
"	6½ "	An)	Ragusa	(Ab	"	1— "
"	10— "	Ab)		(An	"	12— Mittg.
"	1½ Nchm.	An)	Castel-	(Ab	"	8½ Vrm.
"	2½ "	Ab)	nuovo	(An	"	8¼ "
"	3¼ "	An)	Teodo	(Ab	"	7½ "
"	3½ "	Ab)		(An	"	7¼ "
"	4— "	An)	Risano	(Ab	"	6¾ "
"	4½ "	Ab)		(An	"	6½ "
"	4¾ "	An)	Perasto	(Ab	"	6¼ "
"	5— "	Ab)		(An	"	6— "
"	5½ "	An	Perzagno	(Ab	"	5½ "
"	5¾ "	Ab)		(An	"	5¼ "
"	6— "	An)	Cattaro	(Ab	Mont.	5— Vrm.

*) Anschluss mit dem Postzuge aus Budapest–Agram 6.45 und mit dem Eilzuge aus Wien 9.02 Abds.

**) Anschluss mit dem Postzuge nach Wien und Triest 5.30 Früh, mit dem Schnellzuge nach Wien 7.50 und dem Postzuge nach Agram–Budapest 10.14 Vormittags.

Hinfahrt Fiume-Lussino-Spalato-Brazza. Rückfahrt

Hinfahrt			Station		Rückfahrt	
Freitg.	1— Nchm.	Ab	Fiume	An	Dnst.	7¼ Vrm.
"	7— "	An)	Lussin-	(Ab	"	1¼ "
"	8— "	Ab)	piccolo	(An	"	—¾ "
"	10— "	An)	Selve	(Ab	Mont.	10¼ Nchm.
"	10½ "	Ab)		(An	"	10— "
Smst.	1½ Vrm.	An)	Zara	(Ab	"	7— "
"	5— "	Ab)		(An	"	6— "
"	9½ "	An)	Sebenico	(Ab	"	1½ "
"	11— "	Ab)		(An	"	12½ "
"	2½ Nchm.	An)	Traù	(Ab	"	9— Vrm.
"	3½ "	Ab)		(An	"	8— "
"	4¼ "	An	Castelvec-	Ab	"	7¼ "
"	5¼ "	Ab)	chio	(An	"	6¼ "
"	6— "	An)	Spalato	(Ab	"	5½ "
Sonnt.	5— Vrm.	Ab)		(An	Sonnt.	4½ Nchm.
"	6— "	An)	S. Pietro	(Ab	"	3½ "
"	7— "	Ab)		(An	"	2¼ "
"	7½ "	An)	Postire	(Ab	"	1¾ "
"	8½ "	Ab)		(An	"	11¾ Vrm.
"	9¼ "	An	Pučišće	Ab	Sonnt.	11— "

Hinfahrt Linie Fiume-Zengg-Zara. Rückfahrt

Hinfahrt			Station		Rückfahrt	
Dnst.	5— Vrm.	Ab	Fiume	An	Dnrst.	7— Nchm.
"	6^{45} "	An)	Cirkve-	(Ab	"	5^{15} "
"	6^{55} "	Ab)	nica	(An	"	5^{05} "
"	7^{25} "	An)	Verbe-	(Ab	"	4^{35} "
"	7^{30} "	Ab)	nico	(An	"	4^{30} "
"	8— "	An)	Novi	(Ab	"	4— "
"	8^{10} "	Ab)		(An	"	3^{50} "
"	9^{10} "	An)	Zengg	(Ab	"	2^{50} "
"	9^{25} "	Ab)		(An	"	2^{35} "
"	10^{10} "	An)	Besca-	(Ab	"	1^{50} "
"	10^{25} "	Ab)	nuova	(An	"	1^{35} "
"	12^{25} Nchm.	An)	Arbe	(Ab	"	11^{35} Vrm.
"	12^{55} "	Ab)		(An	"	11^{05} "
"	2^{25} "	An)	Novag-	(Ab	"	9^{35} "
"	2^{55} "	Ab)	lia	(An	"	9^{05} "
"	4^{25} "	An)	Valcas-	(Ab	"	7^{35} "
"	4^{40} "	Ab)	sione	(An	"	7^{20} "
"	7— "	An	Zara	Ab	Dnrst.	5— Vrm.

Fahrten nach Istrien.

Linie Fiume-Triest.

Hinfahrt		Rückfahrt
Mittw. 7^{30} Vrm.	Ab Fiume An	Mont. 3^{30} Nchm.
„ 8^{15} „	An) Abbazia (Ab	„ 2^{45} „
„ 8^{25} „	Ab) (An	„ 2^{35} „
„ 8^{45} „	An) Lovrana (Ab	„ 2^{15} „
„ 8^{50} „	Ab) (An	„ 2^{10} „
„ 9^{15} „	An) Mosche- (Ab	„ 1^{45} „
„ 9^{25} „	Ab) nizze (An	„ 1^{35} „
„ 9^{50} „	An) Bersec (Ab	„ 1^{10} „
„ 9^{55} „	Ab) (An	„ 1^{05} „
„ 10^{40} „	An) Rabaz (Ab	„ 12^{20} „
„ 10^{55} „	Ab) (An	„ 12^{05} „
„ 12^{25} Nchm.	An) Cherso (Ab	„ 10^{35} Vrm.
„ 1— „	Ab) (An	„ 10— „
„ 5— „	An) Pola (Ab	„ 6— „
Dnrst. 6— Vrm.	Ab) (An	Sonnt. 2^{30} Nchm.
„ 6^{30} „	An) Fasana (Ab	„ 2— „
„ 6^{40} „	Ab) (An	„ 1^{50} „
„ 8^{10} „	An) Rovigno (Ab	„ 12^{20} „
„ 8^{30} „	Ab) (An	„ 11^{50} Vrm.
„ 9^{40} „	An) Parenzo (Ab	„ 10^{40} „
„ 10— „	Ab) (An	„ 10^{10} „
„ 12^{20} Nchm.	An) Pirano (Ab	„ 7^{50} „
„ 12^{40} „	Ab) (An	„ 7^{20} „
„ 2— „	An Triest Ab	„ 6— „

Linie Fiume-Pola.

Hinfahrt (Montag und Freitag)		Rückfahrt (Dienstag und Samstag)
7— Vorm.	Ab Fiume An	3^{20} Nachm.
7^{30} „	An) Abbazia (Ab	2^{50} „
7^{40} „	Ab) (An	2^{40} „
7^{55} „	An) Lovrana (Ab	2^{25} „
8^{05} „	Ab) (An	2^{15} „
8^{35} „	An) Mosche- (Ab	1^{45} „
8^{45} „	Ab) nizze (An	1^{35} „
9 – „	An) Bersec (Ab	1^{20} „
9^{10} „	Ab) (An	1^{10} „
9^{55} „	An) Rabaz (Ab	12^{25} „
10^{05} „	Ab) (An	12^{15} „
11^{20} „	An) Cherso (Ab	11— Vorm.
11^{50} „	Ab) (An	10^{30} „
3^{50} Nachm.	An Pola Ab	6^{30} „

Directe Fahrten Fiume-Abbazia.

Abfahrt von Fiume:	Abfahrt von Abbazia:
Jede Stunde von 7 Uhr Früh an bis 12 Mittag und von 2 Uhr Nchm. an bis 5 Abends.	Jede Stunde von 8 Uhr Früh an bis 12 Mittag und von 2 Uhr Nchm. an bis 6 Abends.

Linie Fiume-Veglia.

Winter-Fahrordnung vom 1. October bis 31. März.

Täglich:

Hinfahrt		Rückfahrt
12.30 Nachmittag	Ab Fiume An	10.— Vormittag
1.30 „	An) Castel- (Ab	9.— „
1.40 „	Ab) muschio (An	8.50 „
2.20 „	An) Malins. (Ab	8.10 „
2.30 „	Ab) (An	8.— „
4.— „	An) Smergo (Ab	6.50 „
4.10 „	Ab) (An	6.40 „
4.50 „	An Veglia Ab	6.— „

Linie Fiume-Lussinpiccolo.

Hinfahrt.		Rückfahrt.
Mittw. 10.30	Ab Fiume An	Dnrst. 2.35
„ 11.00	An) Abbazia (Ab	„ 2.05
„ 11.10	Ab) (An	„ 1.55
„ 11.25	An) Lovrana (Ab	„ 1.40
„ 11.35	Ab) (An	„ 1.30
„ 12.05	An) Moschenizze (Ab	„ 1.00
„ 12.15	Ab) (An	„ 12.50
„ 12.30	An) Bersec (Ab	„ 12.35
„ 12.40	Ab) (An	„ 12.25
„ 2 10	An) Cherso (Ab	„ 10 55
„ 2.30	Ab) (An	„ 10.35
„ 3.45	An) San Mar- (Ab	„ 9.20
„ 3 55	Ab) tino (An	„ 9 10
„ 4 40	An) Ossero (Ab	„ 8.25
„ 4.50	Ab) (An	„ 8.15
„ 6 35	An Lussinpiccolo Ab	„ 6 30

Fahrten im Küstenlande.

Linie Zengg-Fiume.

Winter-Fahrordnung vom 1. November bis Ende Februar.

Hinfahrt (Jeden Tag, ausschl. der Sonntage)		Rückfahrt (Jeden Tag, ausschl. der Sonntage)
6— Vorm.	Ab Zengg An	3^{55} Nachm.
6^{50} „	An) Novi (Ab	3^{05} „
7— „	Ab) (An	2^{55} „
7^{20} „	An) Selce (Ab	2^{35} „
7^{30} „	Ab) (An	2^{25} „
7^{40} „	An) Cirkve- (Ab	2^{15} „
7^{50} „	Ab) nica (An	2^{05} „
8^{35} „	An) Portorè (Ab	1^{20} „
8^{40} „	Ab) (An	1^{10} „
9^{25} „	An Fiume Ab	12^{30} „

Linie Fiume-Cirkvenica-Novi

Hinfahrt (Jeden Tag)		Rückfahrt (Jeden Tag)
10— Vorm.	Ab Fiume An	5^{45} Nachm.
11^{45} „	An) Cirkve- (Ab	4— „
12— „	Ab) nica (An	2^{30} „
12^{20} „	An) Selce (Ab	2^{10} „
12^{30} „	Ab) (An	2— „
1— „	An Novi Ab	1^{30} „

NB. Waren, welche für die hier genannten Häfen bestimmt sind, werden nur mit dieser Linie aufgenommen.

Tägliche Postlinie Fiume-Volosca-Abbazia-Ika-Lovrana.

Winter-Fahrordnung vom 1. October bis 31. März.

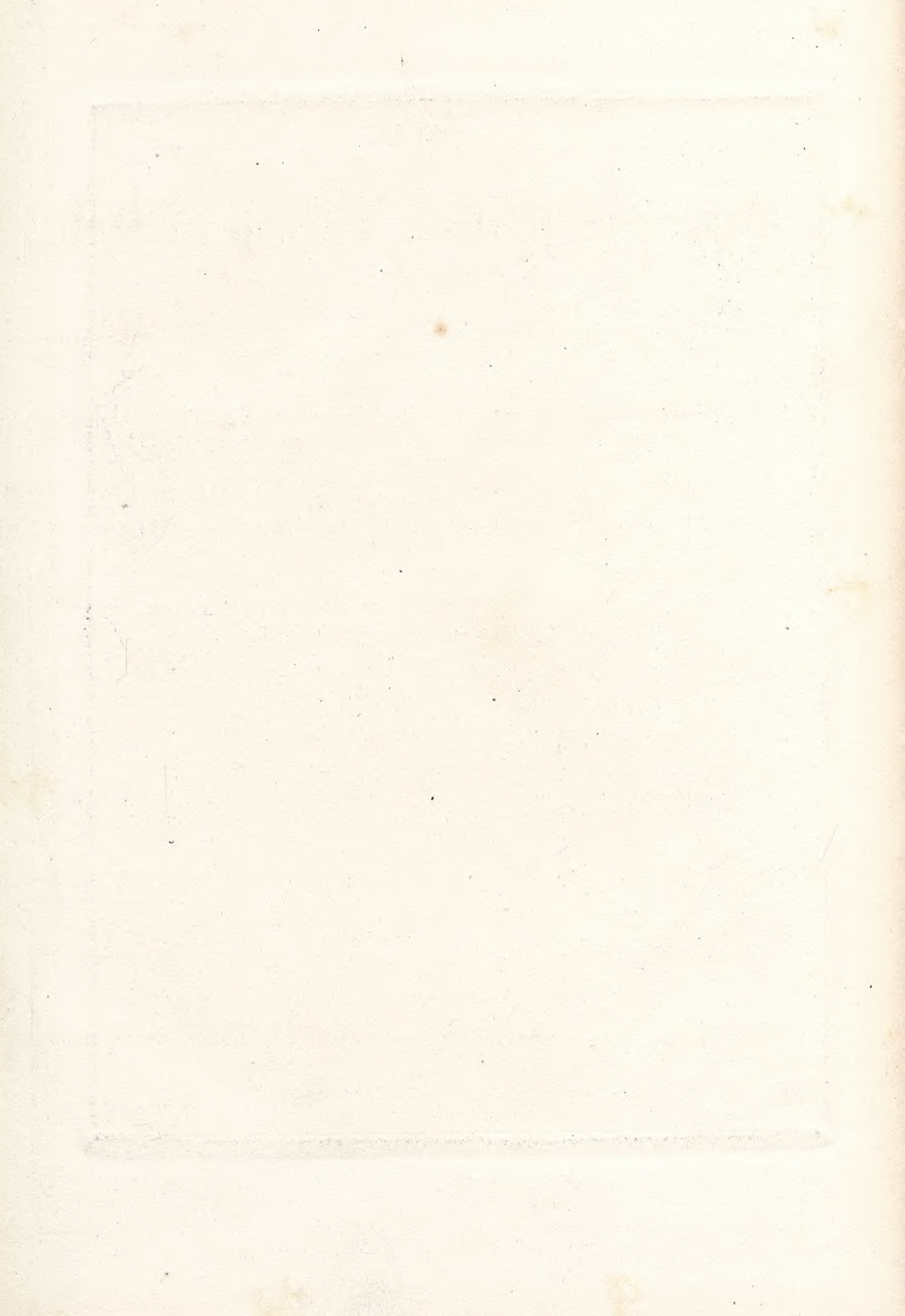
Abfahrt von Ika: täglich um 7 Uhr Vormittag nach Lovrana, Abbazia, Volosca und Fiume.
„ „ Lovrana: „ „ 11^{30} Vormittag nach Abbazia, Volosca und Fiume.
„ „ Fiume: „ „ 10 Vormittag nach Volosca, Abbazia, Ika und Lovrana.
„ „ Fiume: „ „ 2^{30} Uhr Nachmittag nach Volosca, Abbazia, Ika und Lovrana.

Linie Zengg-Carlobago-Pago.

Winter-Fahrordnung vom 1. November bis Ende Februar.

Hinfahrt (Samstag)		Rückfahrt (Sonntag)
6^{30} Vorm.	Ab Zengg An	11^{40} Vorm.
7— „	An) St. (Ab	11^{10} „
7^{10} „	Ab) Georgen (An	11— „
8^{10} „	An) Stari- (Ab	10— „
8^{20} „	Ab) grad (An	9^{50} „
8^{50} „	An) Stinica (Ab	9^{20} „
9— „	Ab) (An	9^{10} „
9^{15} „	An) Jablanac (Ab	8^{55} „
9^{25} „	Ab) (An	8^{45} „
10^{55} „	An) Carlo- (Ab	7^{15} „
12— Mittag	Ab) bago (An	7— „
12^{30} Nchm.	An Pago Ab	6^{30} „

NB. Die Waren für Häfen dieser Linie werden in Fiume jeden Freitag in der Früh verladen.





Carl FM

C. MAHLKNECHT SCT. VERLAG VON W. BRAUMÜLLER, WIEN